Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 18 — Marburg i. H., den 3. Mai — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Vor Gottes Thron allein — Constantin Meunier — Christliche Politik in Holland. 4. Die Freie Universität und die christliche Theologie — Religion und Geschichte. Thesen für Stuttgart — Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Schluß — Warum wir gegen die Schulvorlage protestieren — Eine Frage zu den Soldaten-Abenden — Verschiedenes: Das nachapostolische Zeitalter (Knopf); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vor Gottes Thron allein

Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Und wie wird dann dir sein?
Wo die Welt vergeht, das Licht verlischt,
Und du bleibst ganz allein.

Kein Händedruck begleitet dich,
Kein liebevoller Ton,
Du stehst, bedenk es Herz, mein Herz,
Allein vor Gottes Thron.

Das große Auge schaut dich an,
Und schaut durch Mark und Bein;
Du stehst, bedenk es Herz, mein Herz,
Vor Gottes Thron allein.

Constantin Meunier

Zu den stärksten Eindrücken dieses in Berlin verbrachten Winters gehört für mich der Eindruck der Meunierausstellung. Erhöht wurde er vielleicht dadurch, daß sie gleichzeitig mit der Heimarbeitausstellung stattfand. Hörte man hier gleichsam das leise schmerzerfüllte Klagelied, so dort den Triumphgesang der Arbeit. Arbeit macht stark, Arbeit ist eine Ehre, ein Segen, so klang es uns entgegen in diesen Räumen. Man hätte alle die hinführen mögen, denen Arbeit ein Muß, eine harte Notwendigkeit ist, ob ihnen nicht doch aus diesen Gestalten Etwas aufgegangen wäre von ihrer Größe. Die, welche „Nur ein Arbeiter!“ sagen, sind in Scharen da gewesen, aber ich fürchte, es haben nicht allzu Viele den Künstler verstanden. „Das Zuhörenkönnen, das Stilleseinkönnen, — immer wieder stille sein können — ist eine feine Kunst“ hat kürzlich hier ein Mitarbeiter geschrieben. Das gilt auch für die Meunierausstellung.

Gewiß sind Meuniers Gestalten realistisch, gewiß wiederholen sich die gleichen Motive immer aufs neue in Plastik und Malerei; aber das ists ja gerade, daß sie darum doch nicht eintönig wirken, sondern nur immer mehr fesseln, sodaß nicht einmal das alte, ausgemergelte Grubenpferd uns häßlich erscheint, sondern daß der Gedanke, der dahinter liegt, es uns rührend und schön macht.

Für mich war gar nicht das Monument der Arbeit das Größte, manche Einzelgestalten haben mir mehr gesagt. So der Schnitter, der seine Sense einen Augenblick ruhen läßt und aufatmend ins Land hinaus schaut, oder der Kopf des Seemanns, dessen Blick fest und scharf auf einen Punkt am fernen Horizont gerichtet ist; oder die einfache Frau, die an der Leiche des verunglückten Sohnes zu stehen scheint. Die Hände schmerzvoll in einander gepreßt, beugt sie sich ein wenig nach vorn, das vor ihr Liegende besser zu sehen. Wer von denen, die sie gesehen, hätte nicht bei der Schreckensnachricht von Courrières dieser Gestalt gedacht. „Der Schmerz“ wird sie im Katalog genannt, aber das ist kein lauter, schreiender Schmerz; still, fast selbstverständlich, scheint sie das Geschehene hinzunehmen und ist doch zu Tode getroffen. — Daneben dann die anmutige Schnitterin auf dem Monument der Arbeit, die reizenden Kinderköpfchen und die Porträtbüsten, von denen mir der geistreiche Kopf des Geographen Elisée Reclus besonders lebhaft vor Augen steht. Wie kann man da von Eintönigkeit reden!

Und zuletzt die Gruppen religiösen Inhalts. Es sind ihrer nicht viele, aber sie bleiben unvergeßlich. Da ist eine holzgeschnitzte Pietà. Maria löst mit zarten, vorsichtigen Fingern die Dornenkrone vom Haupt des Herrn, als fürchte sie, ihm noch im Tode weh zu tun. Ihre Hand drückt all den Schmerz und all die Liebe aus, deren wir uns ein Mutterherz fähig denken. — Vor der Gruppe des verlornen Sohns sind auch die still geworden, die sonst achselzuckend und kritisierend umher standen. Es ist ein alter Arbeiter und sein Junge. Zwischen beiden Händen hebt der Vater den Kopf des Sohnes, der vor ihm niedergesunken ist, in die Höhe und schaut ihm tief in die Augen, als wollte er prüfen und fragen: „Ists auch dein Ernst? Kann ich, darf ich mich freuen?“ Und in dem emporgewandten Antlitz des Andern liegt wohl Reue, aber gepaart mit Vertrauen, mit der Zuversicht, daß die zitternden Hände, die ihn umschließen, ihm liebevoll wieder helfen werden zu neuem, fröhlichem Anfang. Ich glaube, der Künstler redet hier zu uns Modernen in seiner Sprache von Vergebung und Versöhnung verständlicher als die meisten Predigten. Denn in Worten kann man eigentlich zu unserm Geschlecht kaum von diesen Dingen sprechen, ohne mißverstanden zu werden. In Worte läßt sichs doch nicht fassen, das Tiefste, was in uns wohnt; immer wieder empfinden wir ihr Unvermögen. Aber die Künstler können und sollen es ausdrücken.

Meunier, das ist das Große an ihm, hat uns Edles und Gutes zu sagen. Er rührt nichts Zweideutiges und nichts Schlechtes in uns an. Seine Kunst macht uns besser, sie macht uns im Grunde auch froh trotz ihres Ernstes. Wollte Gott, wir hätten mehr solche Männer. Sie täten uns bitter not!

Helene von Dungern

Christliche Politik in Holland

Vgl. 1905, Nr. 41, 43, 45, 52

Vorbemerkung des Herausgebers. Von der Artikelreihe, die eingehend das Werk des holländischen Theologen und Staatsmannes Abraham Kuyper darstellt, schulden wir unsern Lesern noch die Schilderung seiner Universitätenpolitik. Mag sie in ihren Einzelheiten mehr die akademischen Kreise interessieren, so ist sie für uns lehrreich genug. Die viel umstrittene Stellung der Theologie im Lehrganzen

wird uns ganz gewiß deutlicher werden, wenn wir studieren, wie man anderwärts das Problem zu lösen versucht und was für Erfahrungen man auf diesem Wege gemacht hat. Vorausgeschickt sei hier der Hinweis auf die Tatsache, die allerdings auch innerhalb des Artikels noch zur Geltung kommen wird, daß Holland die Stellung der theologischen Fakultäten an den Universitäten 1876 und 77 gesetzlich neu geordnet hat: die bis dahin der reformierten Kirche zugehörigen theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten Leyden, Utrecht, Groningen wurden durch Gesetz vom 28. April 1876 unabhängige Fakultäten, und am 1. Oktober 1877 wurde die allgemeine Religionsgeschichte als offizieller Lehrgegenstand in ihren Organismus eingefügt. Eine weitere Phase in der Universitätenreform ist nun eben die unter dem Ministerium Kuyper. R

4. Die Freie Universität und die christliche Theologie

Die „christliche“ Schulbewegung in Holland ist nicht bei den Volksschulen stehen geblieben, sie hat auch vier Gymnasien geschaffen, und schon im Jahre 1880 hat Kuyper dem ganzen Werke die Krönung gegeben durch die Eröffnung der „Freien Universität“ in Amsterdam. Die christlichen Gymnasien sind vor vier Jahren rechtlich den „öffentlichen“ gleichgestellt worden, der „freien“ Universität blieb diese Gleichberechtigung vorenthalten. Das „christliche“ Ministerium hat darum die Frage der finanziellen Sicherstellung und reicheren Staatssubventionierung der Gymnasien zurückgestellt und als dringendste Frage die der rechtlichen Gleichstellung der Freien Universität mit den drei Reichsuniversitäten (Leiden, Utrecht, Groningen) und der städtischen Universität von Amsterdam zu lösen versucht. Es hat damit für seine Universität nichts Anderes verlangt, als was im Jahre 1875 die Professoren der Reichsuniversitäten unter fast wörtlich gleicher Begründung im Namen des Liberalismus und der Freiheit zu Gunsten des damaligen Athenaeums in Amsterdam in einer Petition mit Erfolg erbeten haben. Während damals, unter der Bedingung allerdings, daß die Stadt, nicht eine freie Korporation, die Trägerin dieser Hochschule werde, der liberale Minister Kappeyne die Umwandlung des Athenaeums in eine gleichberechtigte Universität befürwortete, hat die gleiche Forderung zugunsten der „freien“ Universität in der gleichen Stadt die heftigsten politischen Kämpfe hervorgerufen und zur Auflösung der Ersten Kammer geführt. Erst die Neuwahlen des Jahres 1904 brachten eine Mehrheit für den Kuyperschen Gesetzentwurf.

Auch dieser Kampf wurde von Kuyper im Namen der „Freiheit“, nicht der kirchlichen Interessen geführt; die Liberalen kämpften für „Ordnung“. Freiheit aber verlangte man gegenüber dem Staate — und „Staat“ ist bei Kuyper im Gegensatz zu „Volk“ immer nur die machthabende Gewalt, verkörpert im Beamtentum. Der Kampf für diese Freiheit ist für die Antirevolutionären nicht nur ein kirchliches, sondern auch ein politisches, ein staatsrechtliches Ideal:

> Wir fordern für die Wissenschaft Freiheit von der Staatsautorität und statuieren eine Grenze für das Eingreifen der Obrigkeit. . . . Tatsächlich, wenn auch nicht grundsätzlich, hat die Obrigkeit, die sich gern mit einem modernen, zu antik heidnischen Vorstellungen führenden Worte „Staat“ nennen hört, sich die Souveränität über die Wissenschaft angemaßt . . . In der Theorie wird die Souveränität der Wissenschaft geehrt. Ausgangspunkt und Resultat der Forschungen eines Lehrers haben auf die Ernennung keinen Einfluß; der wissenschaftlich Tüchtigste wird ernannt — nur daß in der Regel diejenigen übergangen werden, die von der göttlichen Offenbarung ausgehen. Vor Allem aber ist die Auswahl des wissenschaftlich Tüchtigsten ohne Rücksicht auf seinen Standpunkt ein Selbstbetrug. Scheinbar huldigt man der Wissenschaft. Aber was ist Wissenschaft? Ist sie das rechte Verständnis vom Zusammenhang aller Dinge, so muß man zum Mittelpunkt aller Dinge aufsteigen, zu Gott. Das hat unsere Obrigkeit verkannt. Für uns ist das Forschen nach der Wahrheit ein Teil unsers persönlichen Verhältnisses zu dem Herrn unserm Gott, unserm Schöpfer und unserm Neuerschaffer in Jesu Christo; denn wir finden den Zusammenhang der Dinge nur soweit, als Gott ihn uns offenbart.

Diese Worte des gelehrten Juristen Heemskerk bei Eröffnung der Jahresversammlung der „Vereinigung für Höheren Schulunterricht“ — sie fundamentiert auch die „Freie Universität“ — im Jahre 1901 zeigen Recht und Ziel der „christlichen“ Universität.

Frei im Vollsinn des Wortes ist sie natürlich auch nicht, sondern im Kuyperschen Sinne, daß frei allein ist, „was, streng an sein eigenes Prinzip gebunden, alle unnatürlichen Fesseln abwerfen kann.“ Ihre Kuratoren und Professoren müssen einen nach dem Statut unabänderlichen Statutenparagraphen unterschreiben, wonach „aller Unterricht völlig und ausschließlich auf der Grundlage der reformierten Prinzipien gegeben werden muß.“ Der große Zug dieser Gründung liegt darin, daß sie die theologische Wissenschaft nicht losgelöst haben will von der anderen Wissenschaft, sondern in der Gruppierung aller Wissenschaften um ein Zentrum die Einheitlichkeit des Ausgangspunktes und des Zieles aller Wissenschaft zur Erscheinung bringen möchte. Entweder alle Wissenschaft von und zu Gott oder keine, auch keine spezifisch theologische: das entspricht Kuypers Vollnatur. Alle Wissenschaft in ihrer universitas muß ihr einheitliches Prinzip haben und „jedem Prinzip muß die Möglichkeit, eine eigene Wissenschaft aus seiner Wurzel erblühen zu lassen“, gegeben, aber der Wissenschaft auch die Pflicht auferlegt werden, „auf ihrem Schilde das Prinzip vor sich her leuchten zu lassen, dem sie ihre Kraft entlehnt, und für das sie lebt.“ *) Der Kalvinismus hat nach Kuyper „bei dem Konflikt, den freie Wissenschaft notwendig erzeugen muß, für diesen Konflikt die richtige Lösung gefunden“ **), indem er neben eine „rein“ wissenschaftliche universitas der Studien und Anschauungen — und ohne sie aufheben zu wollen — eine an ein Materialprinzip gebundene, in allem Uebrigen freie Universität stellte, die durch das Gesamtergebnis ihrer Arbeit die Kraft oder Ohnmacht dieses Prinzips zu erweisen hat.

Gebundener als die anderen Professoren sind die theologischen insofern, als sie nach demselben Paragraphen verpflichtet sind, den drei Einigungsbekenntnissen von Dordrecht „dieselbe Autorität zuzuerkennen, wie es diese Synode nach ihrer eigenen Handlungsweise und ihren Akten getan hat.“ Die übrigen Fakultäten haben zu forschen, inwieweit das persönliche Bekenntnis ihrer Träger mit dem Endergebnis ihrer Wissenschaften übereinstimmt, die Theologie aber, in der alle Wissenschaft kulminiert, kann ihr Endergebnis nicht anders formulieren, als es bereits formuliert ist — außer auf dem Weg durch die Kirche und mit Hilfe des Schriftprinzips, auf dem die bisherige kirchliche Formulierung zustande gekommen ist. Hierin liegt auch die Bürgschaft stetiger Fühlung zwischen Kirche und theologischer Wissenschaft. Kuyper wacht eifersüchtig darüber, daß diese Fühlung nicht zur Unterwerfung der Wissenschaft unter eine bestimmte Kirche werde; die theologische Fakultät soll kein kirchliches Institut, „keine dépendance, kein Annex“ werden wie etwa die theologische Schule in Kampen; sie leiht den reformierten Freikirchen nur vertragsweise ihre Hilfe. Auf der bereits erwähnten Jahresversammlung von 1901, wo über engeren Anschluß an die Freikirchen beraten wurde, ist es von allen Seiten betont worden, daß die Universität niemals auf ihre „Souveränität im eigenen Kreise“ verzichten dürfe, und einer ihrer Professoren hat ausführlich dargelegt, daß und warum sie bei völliger Unterwerfung unter die kirchliche Autorität „nicht nur ihren universitären Charakter im Prinzip preisgäbe, sondern auch die Bürgschaften für ihren reformierten Charakter verminderе.“ Denn:

> Eine Stiftung, die völlig in der Macht der Kirche ist, steht und fällt auch, was die Reinheit ihrer Grundsätze angeht, mit der Reinheit der Kirchen selbst. Christi Kirche als Ganzes hat in dieser Hinsicht untrügliche Verheißungen, aber nicht irgendwelches kirchliche Institut. Die Geschichte zeigt uns, wie oft es vorkommt, daß Einzelkirchen, auch reformierte, von der Wahrheit abweichen. Universitäten tun das natürlich auch. Aber immerhin besteht die Möglichkeit, daß, wo die Kirchen abirren, die von ihnen unabhängige Universität auf der rechten Spur bleibt und in Gottes Hand ein Mittel wird, die Kirchen wieder auf den rechten Weg zurückzuführen.

So ist denn diese Universität, abgesehen von den konstitutiven Grundlagen ihrer Existenz, frei geblieben. Sie beklagt sich aber über Mangel an Freiheit von Seiten des Staates und fordert eine „Ergänzung“ des Universitätsgesetzes. An und für sich ist die holländische Gesetzgebung ***) auf dem Gebiete

*) Kuyper „Der Kalvinismus und die Wissenschaft“ in „Reformation wider Revolution“ S. 133.

**) A. a. O. S. 123.

***) Man findet sehr praktische Einzelausgaben des Universitätsgesetzes (Wet tot regeling van het Hooger Onderwijs) und des

des höheren (und auch des unteren) Unterrichtes im Verhältnis zu der anderer Länder sehr weitherzig. Jedem Niederländer und jedem Ausländer, dem Letzteren nur mit besonderer königlicher Genehmigung, jedem anerkannten Verein und jeder Kirchengemeinschaft steht es frei, eine besondere Fach-Hochschule zu eröffnen. Er braucht nur der Gemeindeverwaltung und dem Minister des Innern vorher „Kenntnis davon zu geben" und regelmäßige Jahresberichte einzusenden. So wurde denn auch der Kuyperschen Universität kein Hindernis in den Weg gelegt; nur wurden ihre Examina und Promotionen nicht als gleichberechtigt anerkannt. Die theologischen Examina genügten allerdings zur Vorbereitung auf das kirchliche Examen in den Freikirchen, aber nicht in der Nederduitschen Hervormden Kerk, der eigentlichen „Landeskirche", wenn man so sagen darf. Dagegen genügte die theologische Doktorwürde der freien Universität nicht zur Uebernahme eines Lehrauftrages für die staatlichen „neutralen" Universitäten. In den anderen Fakultäten war die Sache noch schlimmer, — um so mehr, als dem „Dr." in Holland ein weitergehender effectus civilis zukommt als in Deutschland. Niemand kann eine Praxis als Rechtsanwalt oder Arzt (außer für bestimmte Spezialgebiete) ausüben ohne den Doktortitel; eine ganze Reihe von Staatsämtern sind den Doktoren vorbehalten; der Dr. der Chemie, Zoologie usw. gibt gleiche Rechte wie ein Staatsexamen usw. Die städtische Universität von Amsterdam steht in Alledem den „Reichsuniversitäten" völlig gleich; nur brauchen ihre Lehrer königliche Bestätigung (während die Professoren der Reichsuniversitäten vom Könige ernannt werden und die Fakultät nur das Recht hat, durch das Kuratorium dem Minister eine motivierte Vorschlagsliste einzureichen). Ein Kuratorium aus 5 Mitgliedern, von denen 2 der König, 2 der Gemeinderat ernennt, mit dem Bürgermeister als Vorsitzendem, führt die Oberaufsicht, während an den Reichsuniversitäten ein von dem König ernanntes Kollegium von 3—5 Mitgliedern das gleiche Amt ausübt. Alle Gemeinderatsbeschlüsse inbezug auf den inneren Organismus der Universität bedürfen der Zustimmung des Königs, soweit sie nicht bereits durch das Universitätsgesetz geregelt sind; die Zustimmung wird aber ohne weiteres vorausgesetzt, wenn innerhalb zweier Monate keine Antwort auf eine Mitteilung erfolgt. Die „freie" Universität suchte nun nicht eine ähnliche Regelung ihres Verhältnisses zur Obrigkeit, das war auch nach ihrer Grundlage unmöglich, sondern sie wollte nur gleiches Recht inbezug auf Examina und Promotionen und damit das „Monopol" der „öffentlichen" Universität brechen. Entweder sollte der „Dr." jeden direkten effectus civilis verlieren und durch ein praktisches Examen ersetzt werden, zu dem die wissenschaftliche Prüfung an allen Universitäten Zutritt verschafft, oder der „Dr." der „freien" Universität sollte den gleichen effectus civilis erlangen, wie der der anderen Universitäten. Kuyper wählte den letzteren Weg, während die Erste Kammer keinen von beiden gehen wollte.

Das Gesetz von 1905 gibt dem Dr. der „besonderen" Universitäten (vielleicht folgt eine katholische nach), deren Errichtung nach Anhörung des Staatsrates vom Könige „Instituten, Stiftungen und Rechtspersönlichkeit besitzenden Vereinen" mit einem rentierenden Vermögen von 100 000 fl. an liegenden Gütern gestattet werden kann, gleiche Rechte mit dem Dr. der Reichsuniversitäten. Eine solche Universität muß mindestens 3 Fakultäten (die übrigen haben 5) mit Lehrern für alle zum Examen nötigen Fächer, ein Kuratorium, Anstellungs- und Pensionsordnung, gleiche Fakultätsexamina und öffentliche Promotion mit Promotionsschrift haben, darf keine Hörer zulassen, die nicht auch an den übrigen Universitäten zugelassen sind, und muß Examensgebühren mindestens in der Höhe erheben, wie sie an den anderen Universitäten erhoben werden. Einer königlichen Oberaufsichtskommission liegt die Kontrolle ob. Im Uebrigen ist die Freiheit die denkbar weitestgehende. Jeder Doktor kann als Professor angestellt werden (Nicht-Doktorierte brauchen besondere königliche Erlaubnis); nur muß innerhalb eines Monates nach seiner Anstellung dem Minister davon Kenntnis gegeben werden unter Vorlage seiner Zeugnisse und seines Lebenslaufes, und falls die Regierung nicht innerhalb zweier Monate Antwort gibt oder — was sie nur einmal und höchstens auf zwei Monate tun kann — ihre Antwort ausdrücklich verschiebt, so ist die Sache erledigt. In die Anstellung der theologischen Professoren vollends hat der Staat überhaupt Nichts hineinzureden; dem Minister wird einfach geschäftliche Mitteilung von ihrer Anstellung gemacht „ohne mehr". Auch gilt für ihre Fakultät keine einzige der oben erwähnten Beschränkungen. Dafür stimmen die theologischen Professoren nicht mit im Senat bei der Verleihung der Doktorwürden.

In einem Briefe an einen Freund hat Kuyper betont, daß bei der Regelung des Verhältnisses der Obrigkeit zu der Freien Universität, seien es nun Hochschulen für Theologie allein oder Universitäten, „die theologischen Fakultäten völlig aus dem Spiel bleiben müssen, sodaß sie nicht wie die bestehenden kirchlichen Seminare Reichszuschuß erhalten, aber auch in keiner Hinsicht, weder in Bezug auf Ernennungen, noch in Bezug auf Lehrprogramm oder Examina, auch nur der geringsten Staatskontrolle unterliegen." Die Universität selbst kann staatlich subventioniert werden (bis zu einem Höchstbetrag von 100 000 fl. alle 25 Jahre) und aus der Staatskasse Stipendien zur Verteilung bekommen (höchstens 10 à 500 fl.), aber ihre theologischen Fakultäten haben daran keinen Teil. Wohl aber ist die theologische Fakultät integrierender gleichberechtigter Teil einer von dem Staat subventionierten Körperschaft, und hat doch keine Kontrolle über sich als die absolute ihres Prinzips und die relative der Kirche. Kuypers Erläuterung zu seinem Gesetzentwurf gibt den Grund für diese Regelung an: in der Theologie ist der prinzipielle Gegensatz zwischen Bekennern und Leugnern einer besonderen Offenbarung so zugespitzt, daß die Letzteren den Ersteren den wissenschaftlichen Charakter ihrer Arbeit aus ehrlicher Ueberzeugung heraus geradezu bestreiten müssen; damit ist das Urteil über die Wissenschaftlichkeit eines Lehrers zu einem so subjektiven geworden, daß die Obrigkeit gar keine Möglichkeit mehr hat, zu entscheiden.

Die Freie Universität hat nun die theologische Fakultät, die sie zum Besten der Gereformeerden Kerken wünschte. Deren Kampf hat aber auch alten Wünschen innerhalb der Nederduitsche Hervormde Kerk neue Nahrung gegeben. Das Jahr 1876, das eine grundlegende Reform der Reichs- und Stadt-Universitäten brachte, hat für die theologischen Fakultäten ein neues Prinzip eingeführt: eine Zweiteilung in wissenschaftlich-theologische und kirchlich-theologische Fächer. Die eigentlichen Universitäts-Professoren lesen nur Encyklopädie, Geschichte der Gotteslehre, allgemeine Religionsgeschichte, israelitische Religionsgeschichte, Geschichte des Christentums, israelitische und altchristliche Litteraturgeschichte, Auslegung des Alten und Neuen Testamentes, Dogmengeschichte, Religionsphilosophie, Sittenlehre und — aber nur an einer Universität — christliche Archäologie; sie sind also den theologischen Zweifeln ganz entrückt und brauchen sich über die Wirkung ihres Unterrichtes kein Kopfzerbrechen zu machen. Mit der Kirche haben sie — von Amts wegen — keinerlei Fühlung, und für ihre Anstellung ist allein maßgebend ihre wissenschaftliche Qualifikation. Persönlich können sie auf dem Boden des christlichen, jüdischen, mohamedanischen oder sonst eines beliebigen Glaubens- oder auch eines Unglaubensbekenntnisses stehen und protestantisch oder katholisch, lutherisch, reformiert oder mennonitisch, modern oder orthodox usw. sein. Professor Rauwenhoffs Ideal vom Jahre 1865: „eine Fakultät für Theologie, nicht für christliche, nicht für protestantische, nicht für reformierte, sondern einfach für Theologie" ist hier verwirklicht. Die Fakultät behielt den alten Namen „Fakultät der Gottesgelehrtheit". Aber was ist das für eine Gottesgelehrtheit, die Gott gar nicht voraussetzt und das Lernen von Gott nicht zu ihrer eigenen Lebensbedingung macht! Um der Ehrlichkeit willen hätte man bei der Reform entweder die Theologie aus der Universitas der Wissenschaften streichen oder eine neue Fakultät mit einem neuen Namen, etwa dem einer religionswissenschaftlichen, schaffen müssen. Daß man statt dessen für fremdes Gut Bergung suchte bei einer rechtlich bestehenden Firma

Volksschulgesetzes (Wet tot regeling van het Lager Onderwijs) in der Schuurmanschen Sammlung von Nederlandsche Staatswetten, Zwolle, Tjeenk Willink.

und unter deren Flagge segelte, vermehrte einerseits das Ansehen der theologischen „Eindringlinge“ bei den Erbpächtern aller „Wissenschaft“ nicht und erregte andererseits das tiefste Mißtrauen kirchlicher Kreise gegen die Kirchlichkeit der nicht-kirchlichen Professoren. Die auf die Spitze getriebene Wissenschaftlichkeit und allzu ängstliche „Neutralität“ bedingte eine „Reaktion“, wie sie sich in der Freien Universität auswirkte.

Allerdings haben die wissenschaftlich-theologischen Fakultäten noch einen Appendix: kirchlich-theologische Lehrstühle. Man kam im Gesetze von 1876 der eigentlichen Landeskirche darin entgegen, daß man den Professuren oder Fach-Hochschulen, die sie etwa zur praktischen Ausbildung ihrer Kandidaten — auf Grund des jedem Niederländer usw. zustehenden Rechtes — errichte, Subvention bis zur vollen Deckung der Kosten anbot. So entstanden die kirchlichen Lehrstühle, denen vorbehalten blieb, „was sich auf Dogmatik, Glaubensleben, Konfession und spezielle Amtskunde des Pfarrers bezieht.“ Sie werden von der Synode besetzt und mußten bisher bestätigt werden; die Bestätigung galt als erfolgt, wenn innerhalb von zwei Monaten nach erfolgter Anzeige keine Ablehnung oder (einmalige) Vertagung erfolgte; die Ablehnung mußte motiviert sein und konnte erst nach Anhörung des Senates erfolgen. Alle diese Beschränkungen hat aber nun die Lex Kuyper für die theologischen Lehrstühle aufgehoben, während sie für andere „besondere“ Professuren, die nunmehr in gleicher Weise den Universitäten oder der neuen technischen Hochschule eingegliedert werden können (auch hierin zeigt sich Kuyper als ein Mann der Freiheit, der nicht einseitige, sondern parallele Entwicklung will), bestehen bleiben. Von der Anstellung, Pensionierung und Entlassung der theologischen „besonderen“ Professoren wird wie bei den Theologieprofessoren der freien Universität „kurzerhand Mitteilung an den Minister des Innern gemacht.“ Bisher hatten sie — und das gilt ebenfalls für die übrigen „besonderen“ Professoren noch — Sitz und beratende Stimme im Senat und in der Fakultät nur auf Antrag des Senats, respektive der Fakultät; sie haben beides jetzt ex officio bekommen.

Freiheit hat jetzt also auch der kirchliche Professor an der Reichsuniversität; aber es ist fraglich, ob er in dieser Freiheit Lust zum Leben hat. Seine Stellung war und ist eine Zwitterstellung, bisher war sie es zumeist in rechtlicher Beziehung, jetzt ist sie es zumeist in wissenschaftlicher Beziehung. Die kirchlichen Professoren haben gegenüber den staatlichen Professoren derselben Fakultät an den öffentlichen Universitäten die gleiche Stellung wie die theologischen Professoren gegenüber den anderen Fakultäten bei der freien Universität; sie werden in Zukunft von Seiten der „Wissenschaftler“ noch weniger für voll genommen werden, und manche unter ihnen empfinden ihre „Eximierung“ als eine Geringschätzung der Theologie. Gegenüber den mit dem Schimmer der Wissenschaft bekleideten Kollegen innerhalb und außerhalb ihrer Fakultät werden die kirchlichen Professoren sich nur behaupten können, wenn sie „Kirchenmänner“ in der imponierenden Bedeutung des Wortes sind. Eine allseitig befriedigende Lösung ist also auch nun noch nicht gefunden; aber Kuyper konnte nicht länger warten, bis sich alle Wünsche und Vorschläge auf einem Punkte begegneten. Er wollte vor allem vor Ablauf seiner Amtszeit seine Schöpfung sichern, und hier war der Weg längst abgesteckt; gerne berücksichtigte er dabei die auf demselben Wege liegenden Wünsche der Landeskirche, aber die Kirche ist noch nicht mit sich selbst einig. So hat er einstweilen in die Aufzählung der Fächer, die in der theologischen Fakultät doziert werden, das Wörtchen „von Reichs wegen“ eingeschoben und damit überhaupt erst im Gesetze selbst Raum geschaffen für eine ungezwungene Eingliederung der Fächer, die „von Kirchen wegen“ gelesen werden. Alles Uebrige regelt ein „Blanko“-Artikel, der mit 59 gegen 13 Stimmen in der Kammer angenommen wurde und besagt:

> Innerhalb von drei Jahren nach Inkrafttreten dieses Gesetzes wird der Kammer der Abgeordneten ein Gesetzentwurf vorgelegt, worin das Unterrichtsprogramm der theologischen Fakultäten bei den Reichsuniversitäten geregelt wird.

Der Kampf um die theologischen Lehrstühle der öffentlichen Universitäten ist also noch nicht ausgetragen. Die Landeskirche hat

auf die Aufforderung Kuypers hin, ihm ihre Wünsche einheitlich zu formulieren, auf zwei Synoden in den Jahren 1904 und 1905 vergeblich versucht, eine Einigung zu erreichen. Alle Theologieprofessoren sind in der Zwischenzeit um Gutachten ersucht worden, und an diese, soweit sie veröffentlicht sind, knüpft sich nun die Diskussion. Ich übergehe diejenigen, die sich, sei es mit, sei es ohne innere Freudigkeit, bei den bestehenden Verhältnissen beruhigen wollen; auch diejenigen, die wie Pyper (siehe Theolog. Tijdschrift 1905 S. 1—17), Meyboom und Bruins (Twee pleidooien voor Staats-Hooger-Onderwijs, Groningen, Noordhoff 1905) nur Aenderungen in Einzelheiten oder in der Examensordnung (bisher: propädeutisches, zweiteiliges Kandidats- und [kirchliches] Proponentsexamen) oder Rückkehr zu dem Zustand vor 1876, also Ernennung aller Theologieprofessoren durch den Staat wünschen (ev. mit der Verpflichtung, die kirchlichen Interessen zu berücksichtigen), und gedenke nur derjenigen, die mit dem ganzen System brechen wollen. Diese sind alle einig darin, daß eine theologische Fakultät ein Ganzes bilden, in der Gotteserkenntnis, d. h. in der Erfahrung von Gott, ihren Boden und ihre Lebenszufuhr und in der zusammenfassenden Dogmatik ihre Krönung haben muß. „Staatliche“ Professoren wie Valeton*) protestieren gegen die „Köpfung“ ihrer Wissenschaft und gegen das innerlich Unbefriedigende ihrer Stellung, in der sie im Dienste des Staates Leute ausbilden, die ein Amt in der Kirche suchen, Studenten, die nach einem bestimmten Ziel streben, mit zielloser „reiner“ Wissenschaft füttern sollen und schließlich im besten Falle nur Wegbereiter sein können und ihre Schüler vor den Toren der kirchlichen Wissenschaft wieder abliefern müssen. In ihrer Fakultät vermissen sie die Einheit, in der Stellung zur Kirche das Amts- oder Vertrauensverhältnis; sie können es sich nicht zusammenreimen, daß sie der Staat um ihrer Vortrefflichkeit willen zu Lehrern z. B. der Exegetik ernennt, ohne doch urteilen zu können über den religiösen Gehalt, der der Exegese erst ihren Wert gibt. „Kirchliche“ Professoren wie Daubanton**) empfinden es als Beeinträchtigung der Kirche, daß sie, die „durch ihre zukünftigen Diener die Hörsäle füllt“, nicht Einfluß haben soll auf den Geist des gesamten Unterrichtes in diesen Hörsälen, und daß ein Teil der Professoren ein Reservatrecht hat in ihrer Wissenschaft. „Die Professoren sind um der Studenten willen da, nicht umgekehrt. Gibt die Kirche die ersten, so gebe sie auch die zweiten.“

Von Daubantonschem Standpunkt aus bliebe dann natürlich nichts Anderes übrig, als die von der Kirche, d. h. der Synode, etwa auf Vorschlag der Fakultät und etwa noch des Kuratoriums geschaffene und nötigenfalls vom König bestätigte „Theologie“ korporativ der Universitas der Wissenschaften einzuverleiben. Warum aber dann in eine staatliche Einrichtung? Und warum den Professor zum Staatsbeamten machen? Da ist doch Kuypers Lösung viel logischer. Sie würde schließlich doch wieder das Ende sein — um so mehr, wenn man wie Daubanton mit der Fachbildung der Theologen schon auf dem Gymnasium beginnen will. Kühn und voll Glaubensmutes zieht darum Valeton gleich die letzte Konsequenz: Herausnahme der Theologie aus der Universität. Er will nicht, daß die theologische Fakultät der Freien Universität als die ganz und einheitlich christliche den nur zur Hälfte christlichen Fakultäten der Reichsuniversitäten gegenüber zu stehen komme; er verzichtet aber auch darauf, seine Wissenschaftlichkeit unter den Schutz des Staates zu stellen. Die bisherigen theologischen Fakultäten sollen selbstständig oder innerhalb einer anderen Fakultät fortleben als Teil der Wissenschaft vom Gottesdienst aller Zeiten und Völker, die heute nur karikaturenhaft von Theologen ohne Quellenstudium gepflegt wird. Daneben aber soll die Kirche in den Universitätsstädten eigene Institute zur Heranbildung ihrer Geistlichen errichten. Die Kirche muß den Mut haben, diesen Instituten Lebenskraft und Ansehen zuzutrauen, auch wenn sie nur

*) Het theologisch Hooger Onderwijs in Onze Eeuw 1905 S. 27—55.

**) De universitaire vorming van de aanstaande predikanten der Nederduitsche Hervormde Kerk. Utrecht, Kemink en Zoon 1904. Gibt zugleich eine Geschichte des theologischen Bildungswesens.

durch kirchliche Autorität gedeckt sind. Oder hat die Kirche weniger Autorität als der Staat, weniger eigenes Leben? Gut, so richte sie sich an dieser Erkenntnis bei Zeiten neu auf, statt unter fremdem Schutze langsam an Entkräftung zu sterben.

Natürlich ergäben sich zwischen Universität und kirchlicher Hochschule, zwischen ihren Studenten und Lehrern die mannigfachsten Wechselbeziehungen. Aber die Trennung selbst ist für Valeton „eine Frage des Lebens und eine Frage der Ehre.“ Sie fordert Verzicht auf das Kokettieren mit einer Wissenschaftlichkeit, die „besteht aus Hörensagen, aus dem Wissen von Hunderten von Dingen ohne Verbindung, aus der Kenntnis von Hunderten von Meinungen über Unterteile eines Unterteiles.“

Die theologische Hochschule muß Männer heranbilden, wissenschaftliche natürlich, aber gebildete vor allem, nicht abgerichtet, auch nicht vollgestopft mit Dingen, die in keiner Beziehung ihr Eigentum sind. Sie muß Männer der Praxis bilden, aber nicht einer Praxis, die neben der Wissenschaft steht, die diesen und jenen Handgriff gelernt hat, sondern die geboren ist aus dem Besitz der Dinge und nicht erworben wird, es sei denn durch viel Studium, viel Meditation, viel Uebung. Sie muß Männer bilden von wirklicher Geistesentwicklung, von Charakter, von hoher Betrachtung der Dinge, voll Einsicht, mit Grundsätzen, voll Leben mit Gott. Ich weiß nichts Höheres als die Praxis des geistlichen Amtes, und ihr muß aller theologischer Unterricht dienstbar sein.

Und um das recht sein zu können, um heranzukommen an das Objekt seines Unterrichts will er, der Hochschullehrer von mehr als dreißig Dienstjahren — Seminarlehrer werden. Ist das nicht eine Erniederung der theologischen hohen Schule?

Im Gegenteil; gerne würde ich die unleugbaren Vorteile einer Staatsprofessur dahingeben, um, mehr noch als durch wissenschaftlichen Unterricht, durch geistlichen Einfluß mitzuhelfen, junge Männer heranzubilden zum köstlichen Amte, das leicht auch — optimi corruptio pessima — zum allerelendigsten wird.

Das ist das Ende. Der in schrankenloser Freiheit, vom Nimbus der reinen Wissenschaft verklärt, gelehrt hat, sucht die Stätte engerer Gemeinschaft ohne Rücksicht auf seine Wissenschaftlichkeit — im Seminar. Und der den Ausschluß seiner Wissenschaft aus der gleichberechtigten Universitas der Wissenschaften nicht ertrug, feiert seinen größten Sieg in der Anerkennung seines Seminars als Teil einer „Universität“.

A Schowalter

Religion und Geschichte

Thesen für Stuttgart 9. Mai

1. Die protestantische Ausprägung des Christentums ist eine individualistische Gestaltung der Religion. Sie erweist eben damit ihre Zugehörigkeit zur modernen Welt.

2. Individualismus und Geschichte, individuell-eigne und historisch-überlieferte Religion sind nie ganz auszugleichende Gegensätze.

---

3. Die Geschichte und das Geschichtsbild gehen nie in einander auf.

4. Alle Geschichtserkenntnis ist von der Gegenwart bedingtes Sehen und Deuten der Vergangenheit.

5. Das religiöse Geschichtsbild insbesondere ist immer ein Erzeugnis jeweilig-gegenwärtiger Religion gewesen und wird das bleiben müssen.

---

6. Die der modernen Naturanschauung parallel laufende Grenzenlosigkeit der Geschichtsanschauung kann wohl in der historischen Kleinarbeit, nicht aber für das aus dem Einheitstrieb des Erkennens notwendige Geschichtsbild im Ganzen auf die Frage nach dem Unendlichen, das in ihm wirksam ist, verzichten.

7. Die überraschende Wendung zur Religionsgeschichte, die die Forschung auf den verschiedensten Gebieten genommen hat, drängt die Religion in den Vordergrund des geschichtlichen Interesses und kann auf die Dauer die Frage nach dem letzten Realen, das in beiden, in Religion und Geschichte, wirksam ist, nicht umgehen.

8. Unter den Weltreligionen erweist sich das Christentum als die einzige, in der die beiden Größen unlöslich, weil innerlich, mit einander verbunden sind. Denn die beiden Pole der individuellen christlichen Lebensanschauung: Persönlichkeit und Liebe, sind zugleich als letzte Kräfte und Ziele geschichtlichen Lebens verständlich.

Eck

Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher

2

Es ist unbedingt anzuerkennen, daß sich alle Mitarbeiter an den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern Mühe gegeben haben, verständlich zu schreiben. Manchem ist das bis auf Kleinigkeiten gelungen, andern weniger. Es wird noch immer zu viel allgemeines Wissen und besondere Kenntnis vorausgesetzt! Gar viele Fremdwörter, nicht nur theologische und philosophische Fachausdrücke, hätten noch vermieden werden können, mancher Satz, manche Wortstellung vertrügen eine Besserung zur Einfachheit und Natürlichkeit hin. Ich will keine Namen nennen und einzelne Fälle aufführen, um so weniger, als die Gesamtarbeit aufrichtig gelobt werden kann. Für den billigen Preis wird erstaunlich viel geboten. Druck und Ausstattung sind gut; der Einband sollte freilich stets fest kartoniert sein. Dafür könnten eher einzelne Hefte etwas kürzer ausfallen oder geteilt werden, wenn die Herstellungskosten zu hoch würden. In Bezug auf Absätze, Sperrdrucke, Ueberschriften, Uebersichten, Zusammenfassungen, Register, Wort- und Sacherklärungen, Ausschreiben von Belegstellen ist in manchen Heften zu wenig geschehen; Abschnitten in kleineren Typen oder lateinischen Lettern kann ich wenigstens keinen Geschmack abgewinnen. Entweder ist der Inhalt wichtig, dann gebe man ihn in der gewöhnlichen Gestalt, oder er geht über die Fassungskraft des vorgestellten Leserkreises hinaus, dann lasse man ihn weg. Mischwerk verstimmt oder ist nutzlos.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die den Rest der Hefte kurz Revüe passieren lassen.

Einen Stoff aus dem Alten Testament behandelt Löhr-Breslau: „Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren.“ Das Heft enthält 1. einen Kampf um Gott und das eigene Ich, 2. einen Kampf um die Weltanschauung, d. h. es bringt eine Analyse des Buches Hiob und des Predigers. Die Themata faßt es in die Fragen zusammen: Ist Gott gerecht? und Hat das Leben einen Zweck? Es streift darin die modernen Parallelen, Goethes Faust und Schopenhauers Pessimismus, und hat auf solche Weise den immerhin fremdartigen Stoff den Menschen unsrer Zeit in geschickter Weise näher gebracht. Das frisch geschriebene Büchlein wird seine Absicht zweifelsohne erreichen.

Die dritte Reihe, die religionsvergleichenden Schriften, eröffnet Pfleiderer-Berlin mit der „Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie“. Der Verfasser ist sich der ungewöhnlichen Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe bewußt gewesen. Er hat sie zu bewältigen gesucht, indem er die gewaltige Stoffmasse zwar geschichtlich ordnete, aber dabei die sachlichen Gesichtspunkte in der Auswahl der Aussprüche berücksichtigte, die für die Frage von Wichtigkeit sind. Er fürchtet, dieses Kompromiß zwischen zwei Behandlungsweisen werde nicht Allen gefallen. Darüber können wir ihn wohl beruhigen, der Versuch erscheint gelungen. Der fleißigen und umsichtigen Arbeit wünschen wir gern den erhofften Erfolg. Ob er aber erreicht wird? Ist der Stoff selbst und zumal in dieser Masse auf einmal dargeboten nicht etwas unverdaulich für den gedachten Leserkreis? Der Herausgeber der Sammlung hat ein erklärendes Verzeichnis der vorkommenden Philosophen und wichtigsten Termini (z. B. autonom, Dialektik, Monismus usw.) angehängt, um einem sicherlich gefühlten Bedürfnis entgegenzukommen. Er mußte sich auch da kurz, stellenweise wohl zu kurz fassen. Es wäre zu erwägen, ob nicht in einer zweiten Auflage der Stoff beschränkt werden könnte; was

übrig bleibt, Plato und die Stoiker, Philo und die Neuplatoniker vor Allen, kann dann übersichtlicher gedruckt werden. Auch würde ich nicht von einer „Vorbereitung des Christentums“ sprechen, was leicht irrige Vorstellungen erweckt, sondern von der griechischen Weltanschauung, die das Christentum vorgefunden hat.

Bertholet-Basel hat über „Seelenwanderung“ ein anziehendes Büchlein geschrieben. Er führt das Thema so durch, daß er erst vom Glauben an eine vom menschlichen Körper lösbare Seele handelt, dann von dem an die Beseelung außermenschlicher Wesen (Tierseelen, Pflanzenseelen, Gegenstandsseelen), ferner von dem an den Uebergang der Seele von einem Wesen auf das andere. Nach diesen Voraussetzungen spricht er vom Seelenwanderungsglauben bei den Kelten, Indern, Griechen und auf anderm Boden, zuletzt in der christlichen Welt. Diesem klaren Plane entspricht die Ausführung. Der Inhalt ist sehr anziehend und lehrreich auch für solche, die sich schon einigermaßen mit dieser Frage beschäftigt haben. Die Darstellung ist frisch, geistvoll, überzeugend. Spuren des Glaubens in der Bibel finden zu wollen, lehnt Bertholet ab. Trotz aller Beispiele von mehr oder weniger Gläubigen bis auf unsere Tage ist der fragliche Glaube für den Verfasser doch nichts Anderes als „ein uralter und ernstgemeinter, aber stotternder Versuch der Entzifferung und Deutung“ des Lechzens nach Unendlichkeit, das in der Natur des menschlichen Geistes begründet ist. Er hat ja Recht, aber merkwürdig berührt es einen doch, wenn man an demselben Tag, wo man das liest und begutachtet, in seinem Tageblatt aufgetischt bekommt:

Von Schopenhauer hat einmal Jemand gesagt, sein Leben werde den Entwicklungsgelehrten dereinst noch zu denken geben. Die Weltweisheit und die schier unermeßliche positive Erfahrung, die sein Hauptwerk zur Voraussetzung habe, könne unmöglich ein Dreißigjähriger aus eigener Kraft errungen haben. Die alte Erklärung mit der „Intuition“ (die ein Wort war, und nicht einmal ein gutes) reiche da nicht aus. Auch die neuere der „Vererbung“ nicht. Mindestens so lange nicht, als diese Vererbungslehre allein den Anatomen überlassen bleibe. Erst wenn die Vererbungslehre vertieft sei, so sehr vertieft, daß sie dem uralten Glauben der Seelenwanderung neue Kraft verleihe, dann erst könne man sich einigermaßen erklären, was das mit jenem Wunder auf sich habe. (Willy Pastor in der Täglichen Rundschau, Unterhaltungsbeilage vom 26. Januar 1906 über Mozart.)

Also platonisches Wiedergedenken (ἀνάμνησις) die einzig annehmbare Erklärung des Genies! Goethe hat Recht: „Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden, es kommt nur darauf an, es noch einmal zu denken.“ Freilich, auch alles Schiefe!

Was Söderblom-Upsala über „die Religionen der Erde“ auf 64 S. gesagt hat, befriedigt mich nicht recht. Erst weist er nach, daß alle Menschen nach Göttern „schnappen“, wie Homer sagt; dann handelt er von den Anfängen der Religion in der „unzivilisierten Menschheit“, dann über „die höhere geistige Kultur“ (China, Indien, Abendland), dann über „die höheren Religionen“ 1. die chinesische Religion und den Hinduismus, 2. Judentum und Parsismus, 3. Buddhismus, Christentum und Islam (Islam, Buddha und Christus). Die Gliederung habe ich ausgeschrieben, weil aus ihr gesehen werden kann, daß sie an einer gewissen Unklarheit leidet, indem Kultur und Religion nicht genügend auseinandergehalten sind. Dabei ist der Stoff so reich, daß er die Klarheit der Darstellung beeinträchtigt hat. Sie hat etwas Aphoristisches, Unausgeglichenes. Auch der Ausdruck sagt mir nicht sonderlich zu; ob die Uebersetzung mit daran schuld ist, vermag ich nicht zu sagen.*)

Auf drei starke Hefte hat Hackmann-London eine gründliche, gelehrte Darlegung des Buddhismus berechnet. Die Sachkenntnis des Verfassers auf dem so schwierigen wie wichtigen Gebiete scheint nicht minder groß wie seine Fähigkeit sie Andern mitzuteilen. Das erste Heft behandelt den Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung, das zweite den südlichen Buddhismus und den Lamaismus, das dritte den Buddhismus in China, Korea und Japan. Die Sache selbst zu beurteilen, bin ich nicht in der Lage; die Form der Arbeit ist aller Anerkennung wert und lädt zum Studium ein, das freilich Zeit und Lust voraussetzt, wie denn die ganze Veröffentlichung mir etwas den Rahmen der Sammlung zu sprengen scheint. Das dritte Heft enthält ein beachtenswertes Schlußwort über die charakteristischen Mängel des Buddhismus.

„Die Schöpfung der Welt“ bespricht Wendland-Basel in einem lesenswerten, weil verständig und gut geschriebenen Hefte. Erst handelt er von den Mythen der alten Völker in einer auffallenden Reihenfolge (polynesische, germanische, ägyptische usw.), dann von den philosophischen Theorien der Griechen und der Neueren, zuletzt zieht er das Resultat in kurzen Abschnitten über den Begriff der Entwickelung, die Art des göttlichen Schaffens, Gott den ewig Schaffenden, Gott und Welt, das Böse in der Welt. Der lehrreichen, aufklärenden und zurückhaltenden, aber nicht pessimistischen Abhandlung wünschte ich nur eine größere Zahl von gesprächigen Anmerkungen, als sie von Wendland angefügt sind, die doch eigentlich nur Verweisungen sind.

Die fünfte Reihe hat Niebergall-Heidelberg mit einem prächtigen Büchlein eröffnet: „Welches ist die beste Religion?“ Maßvoll und bestimmt behandelt er in warmer, schöner Sprache den schwierigen Stoff. Er ist sich bewußt, daß er dabei die Grenze zwischen Philosophie und Religion nicht immer respektieren konnte, und der Vorwurf, gegen die moderne Theologie erhoben, sie sei mehr Religionsphilosophie als zuträglich, könnte am Ende gegen diese Schrift gerichtet werden. Dennoch bin auch ich der Meinung, daß das Thema sich anders nicht gut fest fassen ließ, als es hier geschehen ist. Der geschichtliche Standpunkt kommt doch dabei wohl auf seine Rechnung, und nicht minder glücklich werden die Gegenwarts- und Zukunftsfragen zwar kurz aber zunächst ausreichend gestreift. Besonders gefällt uns die Würdigung des Heilands; darüber vergißt man gern, daß auf S. 13 einmal Jesustum von Christentum unterschieden wird. Relativität und Absolutheit am Christentum wird gut beleuchtet, der hohe Wert der Mission betont usw. Kurz, eine gelungene Arbeit, die viele Freude bereiten und manches Aergernis beseitigen dürfte.

„Die Wunder im Neuen Testament“ betitelt sich das zweite Heft, von Traub-Dortmund geschrieben. Mit einer gewandten, stoffbeherrschenden Art der Darstellung hat Traub Aehnliches erreicht wie Niebergall; auch seine Schrift wird klären und gewinnen. „Gewiß ist das Wunder des Glaubens liebstes Kind. Eben deshalb ist es nicht der Vater des Glaubens.“ So Seite 71. Der Glaube, meinen wir, ist der Nährboden des Wunders, er gibt diesem aber auch seine Qualität. Ob Mirakelgeschichten entstehen oder das Wunder göttlicher Kraft und Weisheit verehrt wird, hängt von der Spannkraft des Glaubenslebens ab. Zu höhnen und zu leugnen gibts hier nichts, hier gilts zu verstehen und zu vergeistigen. Und verstehen will Traub die Wunder nicht nach der Weise Dennerts (S. 67), die im Grunde Nichts beweist und von der Art des Rationalisten nur quantitativ, nicht qualitativ abweicht, verstehen, so weit das möglich ist, möchte er sie aus dem Wesen und den Zielen des Gottesreiches. Vor Allem verlangt er mit Nachdruck, „daß man sein europäisches Denken des zwanzigsten Jahrhunderts vergißt und sich vollständig versenkt in diese Wunderwelt“ (S. 29). Ja, wenn wir das könnten! Aber wenn Traub selbst (S. 54) von „Seeanekdoten“ spricht, so denkt er „europäisch“, denn wir verbinden mit dem Begriff Anekdoten doch Etwas, das nicht zu den Wunderberichten, die er meint, paßt. Und sind wir denn auf dem geheimnisvollen Gebiete der Heilungen usw. so sonderlich hellsehender geworden? „Freilich muß man sich stets erinnern, daß auch solche Worte wie Suggestion zunächst Nichts wie Namen sind. Die Sache kennen wir dadurch kaum [ich würde sagen, nicht] genauer.“ So sagt Traub (S. 21) richtig, und wir bekennen gar Nichts zu wissen, wenn wir mit Traub (S. 25) gestehen müssen: „Es muß sich hier um besondere Bildungen des Nervensystems handeln.“ Ja die Grenze zwischen Mirakeln und, wollen mal sagen, echten Wundern ist doch auch nur mit dem „europäischen Denken des zwanzigsten Jahrhunderts“ gezogen. Gewiß haben wir das Recht, nach dem Maße unsres Glaubens Stellung zu nehmen zu den Wundern, die uns überliefert sind, aber wir lehnen ab und nehmen an nicht nach wissenschaftlichen

*) Ganz unmaßgeblich möchte ich doch hinzufügen, daß mir das Heft von Söderblom besonders gut gefallen hat. D H

Kenntnissen und Forderungen des Verstandes, sondern eben nach unsern persönlichen religiösen Erfahrungen und Bedürfnissen. Da wir aber diese von andern Menschen nicht kennen noch meistern wollen, hüten wir uns in die Wunderwelt der Vorzeit richtend einzugreifen. Ausfälle gegen Andersdenkende werden wir vermeiden; auch Traub hat es fast immer getan, nur einmal (S. 24) wird er bitter, nicht ohne Grund zwar, aber doch, dünkt uns, ohne Nötigung. Es ist ein ernst stimmendes und anregendes Buch, das uns Traub geschenkt hat. Möge es in der richtigen Weise wirken!

Schließlich hat Petersen-Hamburg über „Naturforschung und Glaube" zweckmäßige Worte geschrieben. Natürlich kann er den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, Naturwissenschaft und Religion, Gesetz und Freiheit, Natur und Geist, Kausalität und Vorsehung nicht auf 40 Seitchen schließen; und dennoch, trotz aller fast epigrammatischen Kürze, macht das Schriftchen einen guten Eindruck. Es fehlt jede Phrase, jede Verstiegenheit, jede Vertuschung: hier hilft in der Tat kein Mundspitzen, hier muß gepfiffen werden, damit endlich einmal die Wilddieberei der Parteien im fremden Gehege hüben und drüben unterwegs bleibe. Ich werde das Büchlein vor allem den Primanern empfehlen, in deren Köpfen der Haeckel dem Nietzsche noch den Rang abzulaufen droht. —

*

Wir sind am Schlusse unserer Wanderung durch die schon stattliche Reihe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher". Wir haben viel Schönes auf dieser Wanderung gesehen, das im kurzen Tagebuche nicht verzeichnet werden konnte; Unbedeutendes oder gar der Volksseele Gefährliches haben wir trotz kritischer Brille und kühlem Herzen Nichts bemerkt. Hier und da hätte ich Einiges anders gewünscht, geringere Voraussetzungen, sattere vollere Farbentöne, etwas mehr Clair-obscur nach Rembrandt, aber im Ganzen haben wir es mit einer wichtigen Lebensäußerung des deutschen Protestantismus zu tun, mit einem Markstein im Streit um die Volksseele. Der hebt nun freilich erst an, und die Personen und Parteien sind dabei große Nebensache; die Sache aber und das Kampfobjekt, das deutsche Christentum und die Herzen des deutschen Volkes, sind so heilig und empfindlich, daß der Kampf mit dem besten Gewissen — nicht bloß mit dem besten Wissen — und mit zartester Rücksicht geführt werden muß. Ich meine nicht die Rücksicht auf andersdenkende Fachleute, auf sie sollte man weder scheue noch verächtliche Gedanken bei der Arbeit lenken, sondern nur die auf das Volk. Wer weiß, ob die sogenannten Gebildeten dabei den Ausschlag geben dürfen! „Es war da ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte," erzählte mir jüngst ein Herr meiner Bekanntschaft, „der sagte neulich zu mir: die liberalen Theologen wollen ja wohl Nichts von der jungfräulichen Geburt des Heilands wissen, ist denn das möglich?" — Aus dem Herzen kommt doch die religiöse Wiedergeburt, nicht aus dem Kopfe. Darum sollten auch die Verfasser unsrer Büchlein sich immer wieder sagen: Vorarbeit ists, die wir treiben, leisten müssen; negativ ist ihr Wert zu bemessen, und das Bessere, Bejahende muß dann erst noch geschehen. Ich sage das am besten mit Ferdinand Jakob Schmidts Worten (Preußische Jahrbücher, 123. Band [1905] S. 516 f.), die ich unterschreibe und zum Teil unterstreiche:

> Diejenige Macht, die das [nämlich die Beseitigung des Abgestorbenen] in Wahrheit heut zu vollbringen hat und vollbringen wird, ist schon längst bei der Arbeit, und sie ist deswegen bei der kirchlichen Orthodoxie schon seit geraumer Zeit eine sehr verhaßte und arg verfehmte Macht: es ist die im neunzehnten Jahrhundert zur Blüte gekommene Historie. Es hat Köpfe gegeben und es gibt sie noch, die dem Irrtum huldigen, als ob durch die historische Tatsachenforschung der Kulturentwickelung neue positive Kräfte zugeführt würden. Das ist nicht der Fall; vielmehr findet gerade das Umgekehrte statt; die geschichtliche Forschung lähmt die Flugkraft des schöpferischen Geistes. Die vornehmste Aufgabe der Historie ist gerade negativer Art, ihr ist, wo sie immer zur Herrschaft gelangt, das Amt zugefallen, die Menschheit von der toten Last der Vergangenheit zu befreien.

Ab und zu muß in dem Verlaufe der Geschichte das Inventar aufgenommen, geprüft, erneuert werden; es ist ein peinlicher aber nötiger Akt, den unsere Kinder tun müssen, wenn wir nicht den Mut dazu haben, und Schmidt stellt dem Beginnen ein wertvolles, tröstliches Horoskop:

> Wenn es daher überhaupt noch ein Mittel gibt, unser abendländisches Christentum von der uns fremd gewordenen Vorstellungsweise der asiatischen Mythenbildung zu erlösen, so kann dies nur in den Werken der wissenschaftlichen Historie gefunden werden (gegen Chamberlain, Arische Weltanschauung.)

Diese Worte enthalten den Berechtigungsnachweis der Volksbücher und zugleich eine gutgemeinte Mahnung an ihre Verfasser. Franz Fügner

---

Warum wir gegen die Schulvorlage protestieren

In Nr. 13 der Christlichen Welt habe ich den von Erich Foerster (ebendort Nr. 9 und 11) beanstandeten Satz verteidigt, daß die preußische Schulvorlage eine „Auslieferung der Schule an die Kirche" bedeute. Diese Auslieferung liegt an sich in dem grundsätzlichen Zugeständnis der Forderung der Kirche, daß die Schule konfessionell sein müsse.

Hierbei hatte ich von der „seltenen Ausnahme" der Simultanschule vorläufig abgesehen. Der Schutz, der der Simultanschule durch die Vorlage noch gewährt wird, ist in der Tat von fast keiner Bedeutung. Denn es wird der Begriff der Simultanschule hierbei so eng gefaßt, daß es, wenn man von den eximierten Gebieten (Nassau und den polnischen Landesteilen) absieht, in Preußen fast keine Simultanschulen mehr gibt. Man hat großes Gewicht darauf legen wollen, daß die jetzige Vorlage, im Unterschied von der des Jahres 1892, sogar die Neugründung von Simultanschulen an Orten, wo bisher solche nicht bestanden, nicht überhaupt ausschließt. Aber sie wird so gut wie unmöglich gemacht. Zwar sind es*) nicht staatliche, sondern Selbstverwaltungsorgane, welche darüber zu entscheiden haben, ob „besondere Gründe" vorliegen, welche die Neuerrichtung von Simultanschulen gestatten; aber diese Behörden haben ja nicht nach Gutdünken, oder gar nach pädagogischen Grundsätzen, sondern nach dem Gesetz zu entscheiden; das Gesetz aber verbietet, wo die konfessionellen Verhältnisse in Frage kommen, jede Rücksicht sei es auf das „Bedürfnis der Schule" oder auf die „Leistungsfähigkeit der Verpflichteten". Was für „besondere Gründe" kann es denn außerdem noch geben? Auch der einmütige Wunsch der Bevölkerung kann nicht**)

*) Wie ich auf eine Erinnerung Foersters gerne berichtige. N

**) Foerster behauptet, daß dies doch der Fall sei. Die Auslegung ist strittig. Gemeint ist folgende Stelle der Motive zum Gesetz: „Darüber, ob besondere Gründe [welche die Neuerrichtung einer Simultanschule motivieren] vorhanden sind, sollen auf Anrufen von Beteiligten, zu denen auch die Hausväter gehören, die Verwaltungsbehörden endgültig entscheiden." Foerster folgert daraus, daß der einmütige Wunsch der beteiligten Hausväter, eine Simultanschule zu besitzen, unter dem Gesetz sich mit Erfolg werde geltend machen können, wenn sie sich auf ihn als besonderen Grund berufen. Das Gesetz verbiete nur, daß dort, wo bei bestehendem Simultanschulsystem konfessionelle Minderheiten den Antrag auf Errichtung einer konfessionellen Sonderschule stellen, der Antrag der Minorität mit dem Hinweis auf das „Bedürfnis der Schule" oder auf die „Leistungsfähigkeit der Verpflichteten" abgelehnt werde. Es handle sich also bei diesem Verbot nicht um eine allgemeine gesetzliche Norm, sondern um den Schutz der „konfessionellen" Minorität in dem besonderen Fall, daß eine „simultane" Majorität bereits im Besitz von Simultanschulen ist. Natorp versteht anders. In den Kommissionsberatungen hat die Regierung am 23. Februar (Tägliche Rundschau 94, Beilage 2, S. 2) erklären lassen, „die Feststellung der besonderen Gründe bei der Neuerrichtung von Simultanschulen müsse den Provinzialbehörden" überlassen bleiben; „es sei nicht möglich, einzelne Fälle hervorzuheben, natürlich dürften es nicht allgemeine Gründe sein, sondern sie müßten aus den besonderen Verhältnissen der Gemeinde hervorgehen." Die Spezialisierung der „besonderen" Gründe ist in der Kommission am 28. Februar (Tägliche Rundschau 101, Hauptblatt, S. 3) abgelehnt. Die Freikonservativen haben am 28. Februar als einen „besonderen Grund" den angeführt: „wenn der allgemeine Wunsch der Bevölkerung auf die Simultanschule gerichtet sei". Was heißt aber „allgemeiner" Wunsch? Ist er dasselbe, wie der „einmütige Wunsch" oben in Natorps Text? Eine widersprechende Minorität wird sich überall finden oder beschaffen lassen. Jedenfalls ist hier eine dunkle Stelle, über die der Landtag bei seinen weiteren Beratungen Klarheit schaffen sollte. D H

als Grund gelten, sondern die Behörde hat eben nach dem Grunde dieses Wunsches zu fragen, und welcher Grund kann da noch gelten, nachdem die beiden einzigen natürlichen Gründe dieses Wunsches ausgeschlossen sind? Es kann also darüber kein Zweifel sein, daß das Gesetz seine unverhohlene Absicht, der Simultanschule den Todesstoß zu versetzen, auch erreichen wird.

Aber man hat dem Liberalismus sogar einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß er für die Simultanschule überhaupt eintritt. Es hat besonders Professor Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern sich berufen geglaubt, den Liberalismus einer „politischen Heuchelei“ zu bezichtigen, durch die er sich eine „sinn- und zwecklose Niederlage“ zugezogen habe, weil er, statt, wie er seinem Prinzip nach müßte, für die konfessionslose Schule, vielmehr für die Simultanschule eingetreten sei, die doch nur „doppelt konfessionell“ sei. Ich habe darauf bereits in der Frankfurter Zeitung (Nr. 42) geantwortet; es scheint aber notwendig die Antwort zu wiederholen. Die Frage ist durch die Gesetzesvorlage schlicht auf Ja oder Nein gestellt: Will man oder will man nicht den gesetzlichen Zwang der Konfessionsschule? Der eine Teil antwortet auf diese Frage mit Ja, der andere mit Nein. Man sollte denken, daß das eine genügend klare Sachlage wäre. Nirgends ist mir in dem Kampfe gegen die Schulvorlage eine Aeußerung begegnet, des Inhalts, die heutige Simultanschule sei die Idealschule, für die man um jeden Preis einstehen müsse.*) Nach ihrem positiven Schulideal gefragt, würden wohl alle Gegner des Gesetzes einmütig zur Antwort geben: es sei die Schule, die abgesehen vom Religionsunterricht nach der Konfession bei Anstellung der Lehrer so wenig wie bei der Aufnahme der Schüler zu fragen hat, und in welcher der Unterricht in allen weltlichen Fächern (die Konsequenteren sagen: auch der Religionsunterricht, was freilich eine Verfassungsänderung erfordern würde) unabhängig von kirchlichen und konfessionellen Rücksichten, lediglich nach den Forderungen der Wissenschaft und nach pädagogischen Gesichtspunkten erteilt wird; was natürlich eine nach gleichen Grundsätzen gestaltete Lehrerbildung und fachliche Schulaufsicht voraussetzt. Aber die Liberalen müßten die politischen Kinder wirklich sein, als welche Delbrück und Andere sie gern darstellen, wenn sie glauben würden, solche Forderungen bei einem heutigen preußischen Ministerium und einem heutigen preußischen Landtag zu erreichen. Und so müssen sie wohl für jetzt sich darauf beschränken, nur das Aeußerste, nämlich eben die zwangsmäßige Konfessionalisierung der Schule, wenn möglich abzuwehren. Und in dieser Absicht nimmt man die heutige Simultanschule so weit in Schutz, daß sie wenigstens jenes Aeußerste von Unfreiheit und Gewissensknechtung vermeidet; daß sie wenigstens da, wo sie nicht gegen ihr eigenstes Prinzip dem tatsächlich übermächtigen klerikalen Einfluß doch unterliegt (was vielleicht hier und da, aber entfernt nicht überall der Fall ist), dem, was man für das Richtige hält, doch einen Schritt näher kommt, ja bei einigermaßen gutem Willen der Behörden es fast ganz erreichen kann. Wo hier die Heuchelei stecken soll, ist unerfindlich.

Aber wenn die Liberalen nicht Heuchler sind, so sind sie dafür Dummköpfe. Denn „die Intellektuellen“, behauptet Herr Professor Delbrück, sind einmütig für die konfessionellen Bestimmungen der Vorlage: Harnack, Paulsen, Delbrück selbst, kurz „die“ Intellektuellen. — Es ist darauf jetzt Nichts weiter zu sagen; denn inzwischen ist bereits die deutliche Antwort darauf gegeben worden durch eine Erklärung gegen die Schulvorlage, welche die Unterschrift von Hunderten solcher Namen gefunden hat, die auch Delbrück aus dem „intellektuellen“ Deutschland nicht wird streichen wollen. Es wäre auch wunderbar, wenn genau dasselbe, was im Jahre 1892 seitens des „intellektuellen“ Deutschland in erfreulicher Einmütigkeit zurückgewiesen wurde, heute unbeanstandet durchginge, bloß weil es den Herren Delbrück, Paulsen, Harnack gefällt, eine andere Stellung einzunehmen. Genau dasselbe: denn wer die beiden Gesetzvorlagen im Einzelnen vergleicht, wird zugeben müssen, daß die Absicht völlig dieselbe, nur die Mittel, durch welche

*) Die Erklärungen des Lehrervereins scheinen doch gerade die Simultanschule als die richtige Mitte hinzustellen. D H

diese Absicht erreicht werden sollte, in der älteren Vorlage noch etwas gröbere waren. Der einzige wesentliche Unterschied ist, daß damals der Religionsunterricht der Volksschule direkt kirchlichem Einfluß unterstellt werden sollte. Das war freilich die anstößigste Bestimmung des damaligen Entwurfs; sie war es, die selbst den evangelischen Oberkirchenrat mobil machte; denn man war damals einsichtig genug, zu erkennen, daß man durch Nichts sicherer das Volk gegen die Kirche empöre, als durch diesen plumpen Eingriff der Kirche in die inneren Angelegenheiten der öffentlichen Schule. Aber das war doch nur der gröbste und darum deutlichste Ausdruck der ganzen Tendenz des Gesetzes. Diese selbe Tendenz aber waltet in dem jetzigen Entwurf; man hat nur aus der damaligen Erfahrung so viel gelernt, daß es dieser anstößigsten direkten Beteiligung der Kirche gar nicht bedarf, um mit weniger Geräusch dieselbe Wirkung zu erzielen. Man wird dieselbe Wirkung erreichen: nämlich die immer entschiedenere Abkehr des Volkes von der Kirche und vom Christentum. Die schon jetzt erfolgten Massenaustritte aus der Kirche reden darüber eine deutliche Sprache. Wenn das Gesetz jetzt schon, wo es noch gar nicht Gesetz geworden ist, diese Wirkung hat, so sollte man sich doch endlich klar darüber sein, wohin man eigentlich steuert.

Nicht also, weil das jetzige Gesetz ungefährlicher wäre als das von 1892, ist der Widerstand der „geistig führenden Kreise“ heute schwächer als damals; sondern es ist wirklich der Widerstand dieser Kreise gegen kirchliche und staatliche Reaktion vielfach matt geworden; das heißt aber: sie haben tatsächlich aufgehört, die „geistig führenden“ zu sein. Als ich zu Anfang dieses Jahres eben dieses aussprach,*) meinten gute Freunde, ich sehe zu schwarz. Ich gestehe mit Freuden: ich habe zu schwarz gesehen; die jetzt erfolgte Kundgebung beweist es. Immerhin ist diese Kundgebung spät und zögernd erfolgt, und es fehlt mancher Name, auf den man sicher gerechnet hätte. Selbst Manche von denen, die unsere Gesinnung ganz teilen, halten sich zurück, um, wie sie sagen, ihr Pulver nicht nutzlos zu verschießen. Wer die Flinte ins Korn wirft, spart freilich das Pulver, aber mit dem Schießen ist es dann auch vorbei. Nutzlos soll es sein, den Lehrern, die so maßvoll wie unverzagt für ihr Heiligstes eingetreten sind, zu bezeugen: ihr seid nicht preisgegeben, es gibt noch Leute, die von der Solidarität des ganzen Lehrstands durchdrungen sind, die eure Gefahr als ihre Gefahr empfinden und mit der Gegenwehr nicht warten wollen, bis sie selbst an die Reihe kommen? Nutzlos soll es sein, dem Volke zu bezeugen, daß seinem entschiedenen Drange nach geistiger Befreiung nicht eine unterschiedslose „reaktionäre Masse“ entgegensteht; daß es auch unter den Universitätslehrern noch solche gibt, die ihr Leben der Arbeit an der geistigen Befreiung nicht bloß weniger Bevorzugter, sondern des ganzen Volkes gewidmet haben möchten? Man macht sich offenbar nicht klar, welchen Eindruck unsere Teilnahmlosigkeit im Volke machen muß. Es mag sein, daß gerade mir, weil ich zufällig in den Artikeln der Frankfurter Zeitung meinem Herzen Luft gemacht hatte, diese Stimmen mehr zu Ohren dringen, ja ich kann wohl sagen, in die Ohren gellen: der höhnende Triumph der Roten und der etwas verhaltenere der Schwarzen, daß ihre Rechnung stimmt: daß ein ernster Wille, sich von den Ketten, die der Deutsche noch immer als die drückendsten empfindet, nämlich den geistigen, frei zu machen, heute nur noch in der Arbeiterklasse lebendig sei. Diese Wirkung unseres Zauderns und Zurückhaltens ist ohne allen Vergleich ernster als die Gefahr, unser Pulver vergebens zu verschießen. Es muß nicht vergebens sein; und übrigens ist es kurzsichtig, nur an die nächste Wirkung zu denken. Wir ermutigen durch unser wehrloses Zurückweichen geradezu die weiteren Schritte zur Destruktion des ganzen preußischen Unterrichtswesens, die doch zur Genüge angekündigt und vorbereitet sind. Wir bestärken die Vorstellung, daß in Preußen nachgerade Alles möglich ist; daß selbst einer Regierung, die anders wollte, der Rückhalt in der Intelligenz der Bevölkerung fehlen würde. Die

*) Randglossen eines Ideologen zur deutschen Politik im Jahre 1905. Frankfurter Zeitung 1906 Nr. 11, 13, 15.

Gefahr, daß das Gesetz überhaupt durchgeht, ist noch lange nicht so groß, wie die, daß es durchgeht unter Mitwirkung der Parteien, in denen man bis dahin einen Hort gegen den Klerikalismus noch glaubte sehen zu dürfen; unter dem gleichgültigen Zusehn derer, die an erster Stelle die Verpflichtung fühlen müßten, für die geistige Freiheit einzustehen.

Also war unser Protest, wie innerlich, sachlich begründet, so auch taktisch, politisch eine unabweisbare Notwendigkeit.

Paul Natorp

Eine Frage zu den Soldaten-Abenden

Vergl. Nr. 14

Mit Interesse und lebhaften Erinnerungen an eigene Erfahrungen las ich den Bericht des Herrn Pfarrers Anz über seine Soldaten-Abende in Windhuk. Als ich in Shanghai Pfarrer war, hielt ich, so oft Kriegsschiffe unserer Marine dort lagen und während der Zeit, wo wir dort eine deutsche Besatzung hatten, wöchentlich einmal mit den Mannschaften einen ähnlichen Unterhaltungsabend, der immer sehr gut besucht war. Schon damals kamen mir aus der praktischen Erfahrung heraus Bedenken gegen einen Punkt, den auch Herr Pfarrer Anz erwähnt und den ich gern einmal hier zur Sprache brächte, da mehr damit zusammen hängt, als es auf den ersten Blick scheint.

Es heißt in dem genannten Aufsatz (Sp. 316):

> In einem kurzen packenden Schlußworte und in den einrahmenden Chorälen haben wir uns bemüht, jedem Abende auch einen entschieden christlichen Charakter aufzudrücken.

Schwerlich wird irgendwo ein Prediger mit tieferem Nachdenken an die Veranstaltung solcher Unterhaltungsabende gehen, dem nicht sein Gewissen die Frage vorlegt: mußt du nicht diese Abende benutzen, um einen religiösen, einen christlichen Eindruck im engeren Sinne in den Gemütern zu hinterlassen? Auch ich habe aus solchem Gefühl heraus in den ersten Jahren ein rein religiöses Wort, einen Choral und Andres der Art hineinfügt, natürlich unaufdringlich, etwa ein betendes oder ermahnendes Wort am Schlusse, einen Choral zum Eingang und Ende. Mit der Zeit habe ich es bewußt und von tiefen Gründen gedrängt aufgegeben. Vielleicht habe ich bisweilen noch (besonders wenn Seeleute die Besucher waren) zum Schlusse ein Vaterunser mit den Anwesenden gebetet, indes auch dies durchaus nicht regelmäßig. Viele Abende dienten einfach ganz und gar nur dem Zwecke, den Leuten eine anständige Unterhaltung, ernster oder lustiger Art, zu verschaffen. Der religiöse Ton wurde — abgesehen davon, wo er in der gewählten Lektüre*) vorkam — gar nicht besonders angeschlagen. Warum nicht?

Um solchen Abenden jeden Charakter der „Werbearbeit" zu nehmen. Pfarrer Anz sagt auf Sp. 318: „Dort (auf den Soldaten-Abenden) konnte in der Hauptsache nur Werbearbeit getan werden." Ich verstehe die Voraussetzungen dieses „nur" und achte sie. Dennoch scheint mir dieser Gesichtspunkt nicht richtig.

Ich habe mir im Laufe der Zeit immer mehr nur Ein Ziel gesetzt bei diesen Abenden, einfach dieses, den Leuten damit zu einer geistigen Anregung, zu einer geselligen Freude zu verhelfen. Das ist mir auch immer mehr als durchaus christlich, d. h. im Geiste Jesu Christi gehandelt, vorgekommen. Dem Leben der Menschen, um die es sich handelte, fehlte das Element der geistigen Anregung, der guten Unterhaltung da draußen fast vollkommen. Es ihnen zu verschaffen, war gewiß eben so eine gute Tat, wie einem Hungernden ein Stück Brot zu geben oder einen unter die Mörder Gefallenen zu verbinden. Nun gibt es ja freilich Mehr und Höheres im Leben als geistige Anregung und ein herzliches Lachen. Warum nicht weitergehen? Warum die Sache nicht „vertiefen", wie wir Theologen so gern sagen?

*) Ich darf vielleicht nebenbei darauf hinweisen, daß Hedenstjernas „Allerlei Leute" und Tolstois Volkserzählungen, ja selbst einige von Maupassants Novellen (Meyers Volksbücher Nr. 1182) wertvolle Lektüre für solche Abende sind.

Um den Argwohn des Schleichweges zu vermeiden! Diesen Argwohn, daß der Pastor mit seinem Unterhaltungsabend einen Schleichweg geht, hegt der einfache Soldat und Matrose leicht, natürlich vorausgesetzt, wie es in der Mehrzahl der Fälle ist, daß der Mann nicht ein bewußt christlicher, ein „bekehrter" Mensch ist, in welchem Falle er vielleicht gar umgekehrt argwöhnisch gegen die Veranstaltung des Geistlichen gesinnt ist, der keine geistliche Speise aufsetzt. Sicherlich, auch diese Leute sind zu berücksichtigen, man hat mit ihnen besondere Worte zu reden. Aber die Mehrzahl meiner Besucher in den sieben Jahren, aus denen ich Erfahrung habe, waren anderer Art. Sie befürchteten ganz entschieden zunächst, daß die Unterhaltungsabende dazu bestimmt seien, sie religiös einzufangen, und gingen mit solchem Vorurteil hin. Natürlich äußerten sie es gegen den Pastoren nicht, waren auch wohl bereit, dies und das in Kauf zu nehmen, wenn sie nur eine gute Unterhaltung bekamen. Erst im Laufe der Zeit, wenn dauernd religiöse Beeinflussung aus den Abenden wegblieb, wenn ich auch sonst mit den Mannschaften vertrauter wurde, kam hier und da die Sache zur Sprache. Manches mir sehr wichtige Wort darüber habe ich auch auf Umwegen durch Offiziere gehört, die später mit den Leuten über die Abende gesprochen hatten. Und welches war der Eindruck, mit dem man (Offiziere sowohl wie Mannschaft) dahinter kam, daß ich wirklich an den Abenden nichts weiter wollte als den Leuten gute Unterhaltung bieten? Man war erleichtert. Man fühlte, wie wenn ein unsichtbares Hindernis weggeräumt sei. —

Müssen wir denn wirklich immer Alles tun? Müssen wir auf jede Handlung irgendwie unser pastorales Sigillum drücken? Ich weiß ja wohl, der Geistliche selbst meint es anders, aber der Außenstehende faßt es so auf, muß es so auffassen und wird verstimmt. Alles hat seine Zeit, ist auch ein schönes Wort der Bibel, und nicht minder wertvoll ist mir seit zwanzig Jahren für all meine praktische Arbeit die Erinnerung gewesen: Quod parcius datur, avidius solet assumi. (Was mit etwas Zurückhaltung angeboten wird, pflegt um so eifriger genommen zu werden.) Würden wir es nicht in vielen Fällen leiblicher, äußerer Not für unschön und anstößig halten, wenn die Hülfe nur mit dem Bibelworte zusammen aufträte? Die Sache gebietet uns da gewöhnlich unwillkürlich Achtung und Zurückhaltung. Aber haben wir auf geistigem Gebiete denn das gleiche Feingefühl nicht? Ist es nicht genug, wenn ich imstande bin, den schweren Mangel geistigen Lebens und geselliger Freude ein wenig zu heben, der meine Mitmenschen bedrückt, muß ich wirklich das, was ich da tun kann, sogleich „religiös verwerten"?

Mein Gefühl sträubt sich dagegen.

Es kommt hinzu, daß in den meisten guten Stoffen, die wir zur Unterhaltung auswählen, von selbst sittliche und religiöse Momente liegen. Einseitige Auswahl nach diesem Gesichtspunkte würde ich für verkehrt halten. Aber alles Gute ist eben irgendwie gut. Es enthält Gaben für den inneren Menschen, oft viel packender und echter, als was des Pastors Ansprache bietet. Wenn ich mit der erschütternden Erzählung Tolstois „Ein Verbannter" oder mit Maupassants „Eine Mutter" die Tiefen der Seele berührt habe, sollte da ein pastorales Wort nicht wie ein Schlag ins Wasser sein? Und wer je mit einfachen Leuten mehr umgegangen ist, der weiß, wie tief sie unter Umständen auf einfache, großzügige Darstellung mit allen feinsten Untertönen reagieren, wie wenig aber auf die Ermahnung, wenigstens dessen, der den Beruf hat, zu ermahnen.

Ich möchte den warmherzigen Zeilen des Pfarrers Anz nicht kaltherzig nörgelnd begegnen. Aber es scheint mir wirklich der Erwägung und Aussprache wert, ob wir nicht auf unsern Unterhaltungsabenden (die, meine ich, heutzutage wohl viel mehr im Stillen abgehalten werden, als die Oeffentlichkeit erfährt) häufig ganz von rein religiösen Bestandteilen absehen sollten. Richtigen Stoff aus anderen Gebieten, auch „interessanten" Stoff, sollte jeder Geistliche reichlich zu finden wissen. Wird das ihm schwer, so sehe er es als ein ernstes Memento für seine allgemein geistige Ausbildung an und arbeite auf Aenderung hin. Läßt man die religiöse Einfassung bei Seite,

so werden anfänglich vielleicht Einige sich wundern, weil die Anschauung eben schon so sehr gang und gäbe ist, daß der Pastor eben überall „Pastor" sein muß. Grade diese Anschauung aber schwindet mit der Zeit vielleicht etwas. Und es wäre gut, wenn sie schwände, sofern nur der echte, tüchtige Mensch dahinter zum Vorschein käme. Kann der Pastor auch wohl Mensch sein, nur Mensch, wenn er „vor den Leuten" steht?

Heinrich Hackmann

Verschiedenes

Das nachapostolische Zeitalter. Geschichte der christlichen Gemeinden vom Beginn der Flavierdynastie bis zum Ende Hadrians. Dargestellt von Lic. Rudolf Knopf, Privatdozenten der Theologie zu Marburg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 9, geb. 11,50 Mk.

Die theologische Litteratur ist nicht reich an zusammenfassenden Darstellungen des nachapostolischen Zeitalters der christlichen Kirche. Seit vor zwanzig Jahren Lechlers Buch zum dritten Male ausging, hat Niemand wieder eine solche größeren Stils in deutscher Sprache versucht. Und doch hat Lechler auf diesem Gebiet kein Monopol besessen. So kann das Werk von Knopf als zeitgemäß begrüßt werden.

Der Verfasser behandelt in einem ersten Teil das Christentum auf dem Boden des jüdischen Volkstums, um dann in dem zweiten, weit umfänglicheren die Verhältnisse in der Heidenkirche uns zu schildern. Dieser Teil gliedert den Stoff in acht Abschnitte. Zweckentsprechend werden wir zuerst mit den Quellen bekannt gemacht, die den Ausführungen zu Grunde liegen. Dann wird — lokal und sozial — der Schauplatz abgegrenzt, auf dem die Geschichte der heidenchristlichen Gemeinden im nachapostolischen Zeitalter sich abgespielt hat. Das dritte Kapitel zeigt uns die Christen in ihrer Stellung zum Staat und den nichtchristlichen Bestandteilen der Bevölkerung. Weiter handelt Knopf von der Gemeindeverfassung und den Formen der gottesdienstlichen Betätigung in den Versammlungen, über Herrenmahl und Taufe. Eine Beschreibung der Gnosis schließt sich an. Die Häresie wie die Auseinandersetzung mit den Juden und die stete Berührung mit dem Griechentum haben bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der christlichen Theologie geübt. Der letzte Abschnitt ist der Frömmigkeit und dem Leben der Christen gewidmet. Namen- und Stellenverzeichnisse sowie Litteraturangaben machen den Beschluß.

Knopf hat das Quellenmaterial sorgfältig gesammelt, durchgearbeitet und benutzt, ebenso eine weitschichtige Litteratur herangezogen. Man glaubt es ihm gern, daß seine Studien sich nicht auf die Lektüre der am Schluß namhaft gemachten Werke beschränkt haben. Aber der Gebrauch, den er von den Quellen und der theologischen Litteratur macht, ist sehr verschiedenartig. Während er die Quellen oft und reichlich zu Worte kommen läßt, räumt er der gelehrten Kontroverse keine Stelle ein. Deshalb scheint mir das Buch besonders geeignet auch für den Nichttheologen, den sein Thema interessiert. Kenntnis der klassischen Sprachen ist nicht unbedingt erforderlich. Denn die in den Text verwobenen Belege werden deutsch geboten und die vor allem in Betracht kommenden Quellen, gewisse Schriften des Neuen Testamentes und der „neutestamentlichen Apokryphen" kann sich heute Jeder leicht in guter Uebersetzung verschaffen. Noch aus einem anderen Grunde vermag unser Werk gerade dem mit gutem Gewissen empfohlen werden, der über die zur Diskussion stehenden Streitfragen nicht hinreichend orientiert ist. Bei der Lückenhaftigkeit des zu Gebote stehenden Materials sind wir nämlich häufig auf Vermutungen, mehr oder weniger zwingende Folgerungen und Schlüsse angewiesen. Nicht selten hindert auch die umstrittene Deutung einer Stelle ihre gesicherte Verwendung. Da ist es ein großer Vorzug der Knopfschen Darstellung, daß sich stets das Sichere deutlich abhebt von dem Hypothetischen, dem Wahrscheinlichen und Möglichen.

Die Dunkelheit, die auf unserem Gebiete noch vielfach herrscht, setzt den Geschichtsschreiber außer Stand, lediglich abschließende Resultate und feststehende Ergebnisse vorzutragen. Man kann daher dem Verfasser das Recht bestreiten, die eine oder andere Quellenschrift zu benützen, man kann auf diese und jene Frage eine abweichende Antwort wünschen und die Lösung mancher Schwierigkeit ablehnen. Aber man wird sich überall wohl erwogenen Entscheidungen gegenübersehen. Die Beurteilung der in Frage stehenden Litteraturdenkmäler ist die einer gut begründeten Kritik und wird von weiten Kreisen der gelehrten Welt geteilt. Und wenn man die zurückhaltende Scheu der Verallgemeinerung kennen gelernt hat, die Knopf etwa bei der Erwägung der verfassungsgeschichtlichen Probleme zu Tage treten läßt, oder seine Gerechtigkeit in der Verteilung von Licht und Schatten bei der Bewertung des christlichen Lebens, wird man sich diesem besonnenen Führer gern auch auf anderem als litterarhistorischem Gebiete anvertrauen.

Darf ich Aeußerlicheres loben, was zur Lektüre einläd, so ist es der klare, angenehme Stil und das glückliche Verhältnis, in dem sich Text und Anmerkung befinden.

Glänzende neue Hypothesen, die das Jahr nicht zu überdauern vermögen, sucht man in dem Werke vergeblich. Aber wer sich gründlich und sicher über den interessanten und oft recht schwierigen Gegenstand belehren lassen will, der greife getrost zu Knopfs „Nachapostolischem Zeitalter". Er wird es nicht ohne reichen Gewinn aus der Hand legen.

Walter Bauer

Kleine Mitteilungen. Zum preußischen Schulgesetz haben wir nun in Nr. 13 und heute einen Wortführer der Gegnerschaft zu Worte kommen lassen. In nächster Nummer folgt unserseits ein Schlußwort.

In dem Aufsatz über die Religionsgeschichtlichen Volksbücher werden Kundige einige Hefte vermissen: die folgen bei nächster Gelegenheit.

In der Aprilnummer des Zionsfreundes, einer Judenmissionszeitschrift, die man auch „freisinnig Gerichteten" unverlangt ins Haus schickt, findet sich folgende Anzeige:

Signale

Ein regelmäßig wöchentlich erscheinender 1/2 Pfennig-Traktat von Pastor Paul.

Inhaltlich werden abwechselnd u. A. auch solche Traktate dargeboten, die auf das unheimliche Laster der Unkeuschheit hinweisen; ferner solche passend für freisinnig Gerichtete, Verkommene (Trinker, Handwerksburschen, Vagabonden) &c.

Probe-Nummern (gratis und franko) von Gebr. Bramstedt, Elmshorn.

Wie die Monatsschrift „Theosophisches Leben" in ihrem Aprilheft berichtet, hat die „Umschau" „anregende Worte" gebracht über ein Buch, das 1849 erschienen sechs Auflagen erlebte und 1851 verboten wurde: „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu." Wir können uns nicht denken, daß die „Umschau" das Buch ernst genommen hat. Unsre theosophische Zeitschrift aber berichtet höchst interessiert: „Es ist eine Uebersetzung von Originalpergamenten, die in Alexandrien in der vergessenen Bibliothek eines alten Gebäudes gefunden wurden, das zur Zeit Christi Eigentum des Essäerordens war, zu dessen Nachlaß die Rollen gehören. Da das Buch sich nur noch in den Händen einiger Auserwählten befindet, so gebe ich hier Einiges aus seinem Inhalt wieder. Die ganz natürlich vor sich gehenden Ereignisse lesen sich allerdings anders wie die märchenhaft ausgeschmückten Tatsachen der vier kanonischen Evangelien." Das kann schon sein, aber Schwindel bleibt Schwindel, und es ist immer wieder bezeichnend, daß es Leute gibt, die darauf hereinfallen.

Nicht ohne Rührung kann man die Aktenstücke lesen, die das Protestantenblatt Nr. 16 unter der Ueberschrift Ein Konfirmationserlebnis veröffentlicht. Der Sohn eines schlesischen Arztes, des Pfarrers „liebster Konfirmand", „ein äußerst gewissenhafter und guter Mensch", erklärte nach einjährigem Unterricht, daß er das Apostolikum „nicht in allen seinen Teilen als seinen Glauben bekennen könne". Sein Pastor muß ihm nach der kirchlichen Ordnung darauf die Konfirmation verweigern; Konsistorium, vom Vater angerufen, bestätigt diesen Bescheid; Oberkirchenrat, ebenfalls angerufen, schweigt, schickt aber dafür den Generalsuperintendenten, persönlich mit dem Vater zu verhandeln. Da er jedoch ebenfalls die bedingungslose Unterwerfung des Konfirmanden unter alle Stücke des Apostolikums forderte, so reiste der Vater mit seinem Sohne von Schlesien nach Baden. Dort, in Karlsruhe, wurde der Knabe von Stadtpfarrer Brückner zusammen mit dessen andern Konfirmanden konfirmiert. Da auch bei der Handlung in Karlsruhe das Apostolikum gebraucht wird, so hatten sich der Knabe und der Pfarrer über die Bedeutung dieses Bekenntnisses zu verständigen. Wie gut, daß wir noch verschiedene Landeskirchen haben in Deutschland! Die Leiter der preußischen Landeskirche aber sollten darüber nachdenken, ob nach der ganzen Art dieses Kirchenwesens im Ernst ein vierzehnjähriger junger Mensch von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen sein kann, der aus seinem Herzen heraus folgendes Bekenntnis niederschreibt: „Ich glaube an einen ewigen, allmächtigen, vollkommen guten Gott. Ich weiß, daß ich diesen Gott nicht so liebe, wie ich es kann und soll, d. h. ich tue nicht immer nur wahrhaft Gutes. Ich glaube, daß dagegen Jesus Christus als geistiges Ebenbild Gottes uns durch sein Leben und Sterben gezeigt hat, daß wir, wenn wir Gott recht lieben, immer nur das tun, was wir vor seiner Stimme in uns, dem Gewissen, verantworten können. Er hat uns also eine Richtschnur für unser Leben gegeben. Wenn wir so leben, dann haben wir in uns, ebenso wie Christus, den Geist Gottes, den heiligen Geist."

Unsre Leser erinnern sich vielleicht einer pseudonymen Schrift, die im vorigen Jahr im Verlaufe des Streites um Fischer erschien: Zur Gerechtigkeit und Buße! Von Friedrich Freund. Wir haben sie in Nr. 26 d. v. J. warm begrüßt. Neben der Broschüre von La Roche, Das Positive in D. Fischers Vortrag (ebenda Nr. 37) war sie ein ermutigendes Zeugnis dafür, daß es inmitten unsrer gut konservativ Gläubigen Männer gibt, die sich Billigkeit und Verständnis auch für eine freiere Richtung bewahrt haben. Nur die Pseudonymität minderte den Wert des Schriftchens. Heute nennt sich im Aprilheft der „Studierstube" der Verfasser: es ist der Herausgeber dieser Monatsschrift selbst, Pfarrer Lic. Dr. Julius Boehmer in Raben. Wir danken ihm dafür, daß er seinen Worten so ein noch stärkeres Gewicht gegeben hat, und begrüßen mit herzlichem Verständnis Alles, was er bei dieser Gelegenheit in seinem Blatte sagt. — Wenn wir doch auch von Herrn Dekan Römer in Nagold einmal Aehnliches zu lesen bekämen. Aber er hat eine merkwürdige Leidenschaft, wissen zu wollen, was zu wissen, auch wenn es so wäre, er gar nicht in der Lage ist. Möchte er doch für seinen Standpunkt noch so eifrig eintreten, das verdenken wir ihm nicht; aber wozu ergräbelt er sich immer wieder Tatsachen? Seit wir seine Publizistik im Evangelischen Kirchenblatt für Württemberg kennen, ist das seine Spezialität. Jetzt weiß er ganz genau und versichert es in Nr. 17 zweimal seinen Lesern, daß die von Schiele gegebene Statistik in Sachen der theologischen Berufungen in Preußen „ein Vorgehen der Parteileitung der Freunde

der Christlichen Welt“ ist, ein von der „Führung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt betretener Weg.“ Einstweilen ist es lediglich die Arbeit eines Einzelnen. Da dieser Einzelne uns so nahe steht, freuen wir uns, daß sie so solid ausgefallen ist; zu ihren Ergebnissen Stellung zu nehmen wird die Vereinigung und ihr Vorstand vielleicht nicht umhinkönnen: aber wie kann ein ernster Mann solche Behauptungen drucken lassen, die doch gar keinen Untergrund haben als seine mißtrauische Vermutung? Kann denn dadurch die Sache, die er vertritt, irgend Etwas gewinnen? Und ist es unter irgend einer Beleuchtung recht? R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. Montag 7. Mai 5 Uhr Düringer Hof: Ethischer Unterricht ohne religiöse Grundlage nach Foerster. Oberlehrer Kämpfer-Barmen. — Freunde herzlich willkommen.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

Mittwoch und Donnerstag den 9. und 10. Mai in Stuttgart Herzog Christof (Christofsstraße)

Mittwoch abends 6 Uhr: Referent: Professor D. **Eck-Gießen:** Religion und Geschichte.

Donnerstag morgens 9 Uhr: Referent: Ephorus **Traub-Schöntal:** Die dogmatische Arbeit der Gegenwart.

Auswärtige nichtwürttembergische Freunde, die Quartier zu bestellen wünschen — Privat oder Hotel —, wollen sich an Herrn Kommerzienrat P. Kurtz (in Firma Lindemann), Stuttgart Stiftstraße 7 wenden.

Hotelquartiere im Versammlungshaus selbst Hotel Herzog Christof Zimmer von Mk. 1.50—2.50 oder Hotel Textor von Mk. 2 an und Hotel Victoria von Mk. 2.50—3.50. Die beiden letzteren Hotels Friedrichsstraße, nahe dem Bahnhof. Zeitige Bestellung zu empfehlen.

Versammlungskalender

8.	9.	Mai	Konferenz evangelischer Geistlichen und Gemeindeglieder Diez (Lahn)
9.	10.	„	Freunde der Christlichen Welt Stuttgart
16.	17.	„	Berufsarbeiterkonferenz für Seemannsmission Hamburg
16.—21.		„	Weltkongreß der Jungfrauenvereine Paris
5.— 7.		Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.		„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck

Chronik der Christlichen Welt Verlag J. C. B. Mohr

Nr. 17. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Römischen Kirche — Aus Württemberg, Halbjahrsbericht — Aus dem Gouvernement Chersson — Das studentische Flugblatt zum Austritt aus der Kirche — Was müssen und was können wir von unseren liberalen Theologen erwarten? — Verschiedenes: Gotha; Die Verhandlungen der hannoverschen Landessynode; Absagen; Der Religionsunterricht in der Schule; Aus Wiesbaden (Geistl. Ortsschulaufsicht); Der Oesterreichische Protestant; Aus der Schweiz; Die Albrechtsbrüder; Die Mariawiten

Preußische Kirchenzeitung Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 17. Die kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser — Einige Randbemerkungen zum Kasseler Kirchenstreit — Erwiderung in Sachen Kasseler Kirchenstreit — Paul Göhre als Agitator — Die preußische Landeskirche und die österreichischen Vikare — Aus Preußen: Zum Kampf um das Schulgesetz; Fall Römer; Rheinland — Mancherlei: Der Streit um die biblische Urgeschichte; Die evangelische Kirchenzeitung und die moderne positive Theologie

Kand. min. sucht von Mitte Oktober ab Stellung als **Erzieher** oder **Reisebegleiter,** die ihm Gelegenheit bietet, die französische Sprache zu erlernen. Anerbietungen unter **O. M. 25** an die Expedition der Christl. Welt.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Man verlange **Probenummern** der Christlichen Welt vom Verlag.

Religiöse Erlebnisse

Personen, welche mystische Erfahrungen irgend welcher Art gemacht haben, (**Bekehrungen,** übersinnliche **Einsichten** und **Erleuchtungen,** Führungen, Erhörungen, Heilungen und dgl.) oder die von solchen Personen wissen, werden dringendst und freundlichst ersucht, behufs weiterer Korrespondenz ihre Adressen an

Dr. E. Mattiesen
2 Clare Villas, **Cambridge,** England
zu senden.

Die moderne Theologie

auf der

hannoverschen Landessynode

Aktenmässiger Bericht mit Einleitung und Erläuterungen

von **A. Chappuzeau**

5 1/2 Bogen Lex.-8° 75 Pfg.

Wer sich für die Entwicklung unserer Landeskirche irgend interessiert, kann an dieser Schrift nicht vorübergehen, auch wenn er anderweitige eingehende Berichte gelesen hat. Die Erläuterungen des Herausgebers sind für das Verständnis der Vorgänge ganz wesentlich und sind zugleich eine Antwort auf Ausführungen, welche nach der Synode von Mitgliedern der rechten Seite veröffentlicht worden sind.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Jährlich 26 Nummern. Preis 18 Mark

Nr. 8. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens (A. Jeremias) — Mozley, The Psalter of the Church (Rahlfs) — Nägeli, Der Wortschatz des Apostels Paulus (Deißmann) — Thieme, Die Inschriften von Magnesia am Mäander und das Neue Testament (Ders.) — Blaß, Die Rhythmen der asianischen und römischen Kunstprosa (Ders.) — Die Kultur der Gegenwart, herausg. von Hinneberg, Teil I Abt. VIII: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache (Ders.) — Moulton, A Grammar of New Testament Greek (Deißmann) — Balmer, Die Romfahrt des Apostels Paulus und die Seefahrtskunde im römischen Kaiserzeitalter (Schürer) — Resch, Gotth., Das Aposteldecret nach seiner außerkanonischen Textgestalt untersucht [Texte und Untersuchungen von Gebhardt und Harnack N. F. XIII, 3] (Knopf) — Maier, Der Judasbrief, seine Echtheit, Abfassungszeit und Leser [Biblische Studien herausg. von Bardenhewer XI, 1—2] (Harnack) — Rendtorff, Die Taufe im Urchristentum im Lichte der neueren Forschungen (Heitmüller) — The New Testament in the Apostolic Fathers, by a committee of the Oxford Society of historical Theology (Knopf) — Struckmann, Die Gegenwart Christi in der hl. Eucharistie nach den schriftlichen Quellen der vornicänischen Zeit (Götz) — The Bodleian Manuscript o. Jerome's Version of the Chronicle of Eusebius, reproduced in collotype, with an introd. by Fotheringham (Harnack) — Vitae Sancti Bonifatii rec. Levison (G. Ficker).

Adolf Just's Kuranstalt in Jungborn im Harz Post Stapelburg-Harz (b. Ilsenburg). **Heimstätte einer neuen, wahren naturgemässen Heilweise. Anstalt I. Ranges! Harz-Idyll! Illustr. Prospekt** u. kurze Geschichte v. Jungborn unentgeltlich. **Lehrbuch der Adolf Just'schen naturgemässen Heilweise: Adolf Just,** Kehrt zur Natur zurück! 6. vervollk. Aufl. gebd. M. 7.50.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Dr. Johannes Müller Die Bergpredigt

4 Mk. geb.

Verdeutscht und vergegenwärtigt

Dieses Buch versucht wiederzugeben, wie die Bergpredigt von dem Suchen unserer Zeit vernommen und als das erlösende Wort empfunden wird. (Aus dem Vorwort)

„Ich möchte das Buch als eine Tat bezeichnen, die das Wesen des Christentums in unsere und in alle Zeiten hinüberrettet.“ (Hans Thoma in einem Briefe an den Verfasser)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung **Oskar Beck in München**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

.... das vorzüglichste Buch dieser Art, das wir besitzen. (Deutsche Monatsschrift. III. 4.)

„Es wäre dem Verlag sowohl im Interesse der Sache als auch im eigenen Interesse zu wünschen, wenn er von diesem .... Werk eine ganz billige Volksausgabe veranstaltete, damit es mit dem Buch nicht geht, wie mit den verschiedenen Ausgaben des „Leben Jesu“ von Keim ....“ schrieb die Kartell-Zeitung in ihrer Nr. 7 vom Jahre 1899.

Dieser Wunsch findet jetzt seine Erfüllung in der

Volksausgabe

von

P. W. Schmidt's
Geschichte Jesu

für eine Mark

Einstimmig ist die **Bedeutung** dieses Werkes, die **Kunst in der Zusammenfassung der gesicherten Ergebnisse**, die **Wärme der Empfindung**, die **knappe, inhaltsreiche Ausdrucksweise** und die **formvollendete Sprache** anerkannt worden.

Professor D. H. J. Holtzmann hat P. W. Schmidt's „Geschichte Jesu“ bei ihrem ersten Erscheinen als dasjenige Buch bezeichnet, welches **„in dem bezüglichen Bereich von Literatur die reiflichst erwogene, ausgetragenste Frucht gediegener Studien zum Leben Jesu darstellt, welche die letzten Jahre gebracht haben“.** (Protest. Monatshefte)

Ausführliche Prospekte stehen zur Verfügung

Soeben erschienen:

Von Reimarus zu Wrede
Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung

Von

Albert Schweitzer, Lic. theol. Dr. phil.
Privatdozent an der evang. theol. Fakultät zu Straßburg

Groß 8: M. 8.—. Gebunden M. 9.50.

Eine **plastische Darstellung aller „Leben Jesu“**, die seit 150 Jahren geschrieben worden sind, wird in diesem Buche dargeboten. Mit der systematischen Entwicklung des Problems in der Folge der Werke verbindet sich eine Darstellung des Inhalts der vielen Leben Jesu, durchzogen von lebendigen allgemeinen Ideen und so gehalten, daß sie die Lektüre der einzelnen Werke ersetzen kann.

Schweitzer's Wegweiser durch die Leben-Jesu-Literatur will **kein gelehrtes Buch** bieten, sondern **ein Lektürebuch für Pfarrer und Studenten, wie für das allgemeine Publikum.**

Die Hauptprobleme
der
Leben-Jesu-Forschung

Von

Otto Schmiedel
Professor am Gymnasium zu Eisenach

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage
(2. und 3. Tausend)

8. VIII. 124 S. M. 1.25.

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 27)

Otto Schmiedel führt in die Hauptprobleme der Lehre Jesu Christi interessant ein, indem er eine knappe Uebersicht der wissenschaftlichen Literatur über folgende Fragen gibt: Hat Jesus wirklich gelebt? Wissen wir Sicheres von ihm? Wie und wann sind die Evangelien enstanden? Was war ursprünglich das Abendmahl? Was heißt Menschensohn? usw. —

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Die Herero. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde von Miss. J. Irle. Mit 56 Illustrationen und 1 Karte. 5 M., geb. 6 M. —
Von demselben Verfasser erschien:
Was soll aus den Herero werden? 2. Aufl. 50 Pfg. (10 Ex. 4 M.)

Die Einwurzelung des Christentums in der Heidenwelt. Untersuchungen über schwebende Missionsprobleme von verschiedenen Verfassern. Zu D. R. Grundemanns 70. Geburtstage herausg. von P. **Jul. Richter.** 3 M., geb. 3,75 M.

Zum Verkauf
werden angeboten:
Volksblatt für Stadt und Land Jahrgänge 1844, 1846 bis 1861, mit viel Beiträgen von v. Tippelskirch, Nathusius, Ahlfeld u. A. Angebote unter **N S** an den Verlag.

Alkohol-Entziehungskuren
Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

*** Junge, gebildete Mädchen * ***
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- u. Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes“ Abteilung B. Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Nordseebad Büsum in Holstein
(Bahnstation)
Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Wattenlaufen
Prospekte gratis durch **Badekommission**
Grüner Strand. Damen-Herren-und Familienbad.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann
Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen

Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und **Else Lohmann** staatl. gepr. Lehrerin.

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 56: **Gottschick,** Die Lehre der Reformation von der Taufe. Ein theologisches Gutachten zum Bremer Taufstreit. Tübingen, J. C. B. Mohr. 55 S. 80 Pfg.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage (Verschneite Seelen) von der Verlagsbuchhandlung Carl Reißner in Dresden